



Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2010

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2010

Berlin 2010

Vorwort

Bedrohen Blogger, Twitter, die neuen Medienformen wirklich und ernsthaft den Qualitätsjournalismus gerade in seiner Urform, in den Printmedien? Als weiteres Gefährdungspotenzial kommen die wirtschaftlichen Zwänge hinzu, in die besonders die tagesaktuellen Medien geraten sind. Aber wer hinter die Cassandra-Rufe blickt, sieht als leuchtendes Gegenbeispiel nicht nur die in diesem Jahr mit dem Theodor Wolff-Preis ausgezeichneten Arbeiten. Die Juroren durften in der Vielzahl von 413 eingereichten Artikeln – fast ein Rekord in der Geschichte des Preises – Stück für Stück Mut machenden Journalismus lesen und bewerten.

Besonders auffällig: Die Beteiligung mit lokalen und regionalen Stoffen ist in Quantität und Qualität sprunghaft gestiegen. Gerade in diesem für den Leser noch am ehesten nachprüfbarsten und nachvollziehbaren Bereich werden die Tugenden des qualitativ hochstehenden Journalismus deutlich: die faktenreiche Orientierung über das Tagesgeschehen, der spannend geschriebene Augenzeugenbericht, der analytische und sorgfältige Hintergrund, die Entdeckung von Fehlentwicklungen und sogar Enthüllung von Skandalen, das Für und Wider, die kenntnisreiche verbraucherorientierte Berichterstattung mit hohem Nutzwert, auch der Kommentar, der geistreich die notwendige Kritikultur fördert, und nicht zuletzt die Unterhaltung mit gutem Stil und Sprachwitz.

Damit erfüllt Journalismus seine Aufgabe: Informationen zu erschließen, sie zu filtern, zu erklären, zu ordnen und zu interpretieren. So findet er seine Plattform in der Tageszeitung, aber auch in deren Online-Portalen. Denn diese sind und bleiben in der bunten Welt des Internets das Rückgrat für Information und Orientierung.

Die prämierten Artikel zeigen aber auch über die Jahre hinweg, dass ein wesentliches Merkmal der besonderen Qualität die Initiative des einzelnen Journalisten ist, die überraschende Idee zu haben bei der Themenfindung, den Mut,

sich den Freiraum zu erkämpfen gegen die Tagesroutine, die Last mühsamer Recherche auf sich zu nehmen, die Lust an der Qual, mit geschliffener Sprache den Leser zu fesseln und zu erfreuen. Es sind die Anforderungen von Theodor Wolff, die er selbst erfüllte und an Generationen von nachfolgenden Journalisten weitergab.

Hermann Neusser
Vorsitzender des Kuratoriums

Wilm Herlyn
Vorsitzender der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Preisträger und ihre Arbeiten</i>	
Jana Hensel	Vater Morgana	43
Arne Perras	Die Räuber	51
Sabine Rennefanz	Die grüne Festung	61
Detlef Schmalenberg	Das Milliarden-Puzzle	73
Frank Buchmeier	Eines Morgens an der Sonnenuhrhütte	83
	Preisgekröntes Lebenswerk »Der Mann, der alle erreicht« Thomas Löffelholz über Joachim Kaiser	91
	Nah dran – die Nominierten	95
	Preisträger 1962 bis 2010	101
	Kuratorium und Jury	133

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen rund 200 an der Zahl – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsde-

batten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Schumachers Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: *Der Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenster aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezweigt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das *Tageblatt* nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und

der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen. Über die Preise entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die »Stiftung Die Welt« wäre doch nur ein Anhängsel der *Welt*-Verlags-gesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung.

Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der

erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Säger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach den Regeln journalistischer Qualifikation vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der damalige Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er

hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. In den über 45 Jahren wurden die Ausschreibungsbedingungen immer wieder verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Kisch-Preis, für investigative Texte der Wächter-Preis, für Leitartikel der Franz-Karl-Maier-Preis. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«.

Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden.

1976 – die Zahl der Preise war jetzt auf fünf begrenzt – machte man der Jury gar keine Vorgaben mehr, mit einer Einschränkung: Zwei Preise waren dem Lokalen reserviert. Qualität allein soll der Maßstab sein. Die Jury ist aber gehalten zu berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch auch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So ist jetzt – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher hat die Jury sieben Mal diese Möglichkeit genutzt.

Brillante Texte

Wer die 36 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben, sondern auch die Texte. In den letzten Jahren findet sich unter den ausgezeichneten Arbeiten kaum eine, die sich mit einem der aktuellen politischen oder gesellschaftlichen Ereignisse beschäftigt. Noch nicht einmal der 11. September 2001 hat eine Arbeit hervorgebracht, die die Jury auszeichnen wollte oder konnte.

Und wenn doch aktuelle Fragen eine Rolle spielen, sind die Texte »überhöht«, vom »Tagesgeschäft« abgehoben. Die Spendenaffäre der CDU wird zum Hintergrund eines nachdenklichen Porträts Helmut Kohls unter dem vieldeutigen Begriff »Lob der Provinz«. Der Regierungsumzug nach Berlin wird nicht als politisches Ereignis abgehandelt; er spiegelt sich in einer Reportage über die Art, wie sich die Bonner – die »Provinzärsche« – bei ihren ersten Schritten in einer richtigen Hauptstadt bewegen. Martin Walsers Rede in der Paulskirche, die die Gesellschaft und die Medien aufwühlte, ist Anlass eines nuancenreichen Porträts des Schriftstellers in allem Widerspruch.

Die meisten Theodor-Wolff-Preise wurden in den vergangenen Jahren aber für Reportagen über Einzelschicksale vergeben: Sie zeigen Menschen, die mit schwerer Krankheit oder Behinderung leben; die einen Unfall verschuldeten, der an-

dere ins Unglück stürzte; sie porträtierten den Fotografen, dessen Leben es ist, Lady Di immer im Sucher zu haben. Eine Preisträgerin rekonstruiert aus den armseligen Hinterlassenschaften eines »kleinen« Mannes, der ein ganzes Jahrhundert erlebte, ein einsames Dasein. Brillante Texte.

Ähnliche Reportagen finden sich auch unter den preisgekrönten Arbeiten der frühen Jahre. Aber sie waren in der Minderzahl. Das ist nicht verwunderlich. Die Preise waren damals ja an einzelne Textsorten oder Themen gebunden. Doch auch, als man diese Regeln lockerte, wurden zunächst noch viele Texte ausgezeichnet, die sich mit aktuellen politischen und gesellschaftspolitischen Ereignissen auseinandersetzten: nachdenkliche Betrachtungen über die aufbegehrenden 68er; über die Anfänge der »Bürgerbewegungen«; über die Wirtschaftspolitik in der Frühzeit der sozial-liberalen Koalition oder über die Frage, was konservativ und progressiv denn noch bedeute.

Heute scheinen analytische und kommentierende Texte – und vor allem Leitartikel (die Form des Theodor Wolff) – kaum preiswürdig zu sein. Sie werden aber offenbar auch selten eingereicht. Nur ein nachdenklicher Essay über die »Die indiskrete Gesellschaft« – den Verlust des Privaten und den Hang zur Selbstentblößung vieler Bürger – ist ein derart analytischer Text.

Die veränderten Ausschreibungsregeln erklären diese Veränderung nicht ganz. Zwar fällt es leichter, die kleine Form und den erhellenden, kommentierenden Text zu einer aktuellen Frage auszuzeichnen, wenn viele Preise zu vergeben sind. Aber hat sich nicht auch der Journalismus verändert? In der Fernsehgesellschaft beherrschen Bilder die Medien. Bilder wecken Emotionen. Medien, die in harter Konkurrenz immer wieder Aufmerksamkeit erzwingen müssen, neigen dazu, auf Emotion bis hin zum Skandal zu setzen.

Das bewegende Einzelschicksal fasziniert die Menschen – und damit auch die Medien – stärker als nüchterne Analyse. Eine Lawine des Abscheus geht in den Medien nieder, als in Sebnitz der sechsjährige Joseph angeblich durch Neonazis ermordet wird; bis sich zeigt: Der Mord fand nicht statt. Hysterie bestimmte die Debatte um BSE, bis klar wurde: Die (vielleicht) auch durch BSE ausgelöste Creutzfeld-Jakob-Krankheit ist in England nicht häufiger als bei uns – hunderttausenden von BSE-Fällen auf der Insel zum Trotz. Da ist die Debatte um Euro und Teuro – nur scheinbar ein Thema für Mathematiker. Doch es ist der Zorn über teures Gemüse (im Winter) oder unverschämte Taxifahrer, der die

Schlagzeilen macht. Was wiegt dagegen, dass die Statistiker zur gleichen Zeit die niedrigsten Inflationsraten seit langem messen. Die nüchterne Erklärung, der detaillierte Hintergrundbericht, der nachdenkliche Leitartikel, die dem Bürger ein abgewogenes Urteil erlauben, haben es in unserer Medienwelt schwer. Theodor Wolff würde dies wohl ärgern.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Söseemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten



Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen,

Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft, und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Haupt-

zielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundsiebenzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschuf. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein has-

senswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«.

Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlin-



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

ge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt

und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem uner-schütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein acht-

zehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits konnte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein, wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik

aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinandergesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts-



*Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil*

und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte her-zumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söse-
 mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-
 mann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, München 2000. – Erlebnisse, Erinnerun-
 gen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992.
 – Die Juden, hg. von Bernd Söse-
 mann, Königstein 1984. – Tagebücher 1914-
 1919, hg. von Bernd Söse-
 mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd
 Söse-
 mann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln
²1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Ta-
 gebuch, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – Vollendete Tatsachen 1914-
 1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des
 Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).
 – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris
 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die
 Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-
 mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der
 Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität
 Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-
 punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«
 und das »Jahrbuch der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft« heraus und
 hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs
 veröffentlicht. Im Herbst 2000 erschien eine Biografie über Theodor Wolff »Ein
 Leben mit der Zeitung« im Econ-Verlag. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium
 Theodor-Wolff-Preis.*

Die Preisträger und ihre Arbeiten



DIE ZEIT



Preis Deutschland 3,60 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Nr. 1 30. Dezember 2009



NEB mit drei Partnern in deutschen Städten

NEB

von Hermann, bringt nicht



W

2000-2009
sch

Die Klage, die
Woods. Songs der
reportern. **Die
Sammelban**
maschiats, dass
an alle - weg, weg,
keits bei Leuten, die
Blog von Kai Die
Fernsehen; wenn die
»Notleidende
wollen eh nur jung
Künstler, sondern
suche. Mit viel Autarkie
Stasi-RAF-so-war-es-der
außerdem »tschüss
von daher. Torlinienrichter
Und Stefan George
ZEIT-Redakteur



Mir Idioten Händen

Die französische Regierung ist
besudler denn je. Doch die
Volk-Linie will mehr
Händelungen. **ZEIT** 12/1



Leb der Mülle Schuld nach einem schlaflosen Nacht-Ein genus Leben bedarf der Hilfe. Eine Anleitung **ZEIT** 12/1



Der erste Schrei

Hörmann hatte Kette war
bei 10 000 Geburten dabei.
Nun will er alles über
Mütter und Väter. **ZEIT**

ZEIT ONLINE

»tschüss-Argumente arbeiten
sich mit Energie-
ke von der Natur
schick

UNBERRY



Sammel hoch

von Harte unter
zur die Abwertung
fortaus und von die
den schaflichen harte
de Christen, als ob
wie eine Menge, die
sammeln Volkache
schick bedarf. Von
und er all
schick bedarf. Von
schick bedarf. Von

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 3. Juli 1976 in Borna in der DDR, aufgewachsen in Leipzig.

Während des Studiums der Romanistik und Neuen Deutschen Literatur in Leipzig, Marseille, Berlin und Paris war sie 1999 Herausgeberin der Leipziger Literaturzeitschrift *EDIT* und mit Thomas Hettche der Internetanthologie *Null* (2000).

Jana Hensel hat mehrere Bücher veröffentlicht: 2002 erschien der Erinnerungsband *Zonenkinder* (Rowohlt), in dem sie ihre Erfahrungen mit der kulturellen Anpassung der DDR-Jugend an die westdeutsche Gesellschaft nach der Wiedervereinigung beschreibt. 2008 veröffentlichte sie das mit Elisabeth Raether geschriebene Buch *Neue deutsche Mädchen* (Rowohlt). 2009 erschien der Essayband *Achtung Zone – Warum wir Ostdeutschen anders bleiben sollten* (Piper).

Jana Hensel lebt als freie Journalistin und Autorin in Berlin.

JANA HENSEL erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2010 in der Kategorie »Kommentar/Glosse/Essay« für den Beitrag »Vater Morgana«, erschienen in der Hamburger Wochenzeitung *Die Zeit* am 30. Dezember 2009.

Wo steht eigentlich geschrieben, dass ein Essay nichts enthüllen darf? Jana Hensel hat sehr glaubhaft aus persönlicher Erfahrung gesellschaftspolitisch Relevantes enttarnt. Symbolische Familienpolitik, Ursula von der Leyens Elterngeld, hat zu einem neuen Phänomen geführt – dem symbolischen Vater. Deswegen aus emanzipatorischen Gründen erwünschter Gegenentwurf ist der reale Vater. Aber von dem einen bis zum anderen ist es, so der ernüchternde Befund, noch ein weiter Weg. Sprachlich eindringlich, einfühlsam, mutig – Jana Hensel hat sich mit ihrem Stück »Vater Morgana« den Theodor-Wolff-Preis couragiert erschrieben.

Vater Morgana

Von Jana Hensel

Der moderne Papa nimmt Elternzeit, wickelt, kocht Brei und redet gern darüber wie Cem Özdemir. Aber nach ein paar Wochen ist er wieder verschwunden.

Prompt haben wir Streit, mein Freund und ich. Der Vater meines Kindes möchte den folgenden Text nicht als Kommentar auf unsere private Situation verstanden wissen. Was sollen die anderen, die Freunde und Kollegen, dann wieder von ihm denken?, zerbricht er sich den Kopf. Schließlich halten sie ihn doch alle für einen engagierten neuen Vater! Warum muss ich dieses Bild jetzt beschädigen? Und so muss ich versuchen, ihn zu besänftigen. Ich sage zu ihm: Elternleben gleichen sich, in Deutschland zumal. Wenn ich von uns erzähle, erzähle ich auch von vielen anderen, die ähnlich leben wie wir. Einverstanden? Einverstanden.

Über die Von-der-Leyen-Väter ist in den drei Jahren nach der Einführung des Elterngeldes am 1. Januar 2007 viel Gutes geschrieben worden. Väter, die nach der Geburt eine Auszeit nahmen und zu Hause blieben, waren die Stars der letzten Saison. Was aber ist aus ihnen geworden?

Die Fakten sind ernüchternd. Sie lassen die Elternzeit-Utopie wie einen Luftballon platzen, um es in der Sprache der Kinder zu sagen. In der Sprache der Väter muss es heißen: Die Elternzeit-Utopie ist abgestürzt wie eine Aktie, die an der Börse zu hoch gehandelt wurde. Die ehemalige Familienministerin und jetzige Arbeitsministerin Ursula von der Leyen hat sich verspekuliert.

Denn nach der Elternzeit kehren die neuen Väter an ihre Arbeitsplätze zurück, als sei nichts gewesen. Für sie gilt: Nach der Elternzeit ist vor der Elternzeit. Eine bereits im August im Auftrag des Familienministeriums erschienene Evaluationsstudie über die Auswirkungen des Elterngeldes auf die Erwerbstätigkeit und die »Vereinbarkeitsplanung«, die bisher ohne Resonanz geblieben ist, belegt: Fast 90 Prozent aller Väter nehmen die alte Arbeit uneingeschränkt wieder auf. Damit wird die männliche Beschäftigungsquote vor der Geburt auch hinterher wieder erreicht.

Das Leben der Mütter unterdessen wurde binnen eines Jahres auf den Kopf gestellt. Während 55 Prozent von ihnen vor dem ersten Kind in Vollzeit beschäftigt waren, rutscht die Quote danach in den Keller. Nur 14 Prozent kehren in die Vollbeschäftigung zurück; nach zwei Kindern sind es nur noch 6 Prozent.

Die Situation bleibt so anachronistisch wie zuvor. Papa bringt das Geld nach Hause und macht Karriere. Mama verdient dazu und kümmert sich um den Nachwuchs. An diesem Zustand hat das neue Elterngeld nichts geändert. Wobei wahrscheinlich jeder dieser Väter seinen Schritt mit persönlichen Gründen belegen kann. Wobei wahrscheinlich jede Mutter glaubt, sich ganz individuell für das Kind und gegen die Karriere entschieden zu haben. Alle werden bestreiten, nach traditionellen Mustern gehandelt zu haben, obwohl die Zahlen nichts anderes als deren Fortwirken belegen.

Natürlich hat das Elterngeld etwas verändert: die Stimmung, könnte man sagen, das gesellschaftliche Klima. Die prinzipielle Bereitschaft einiger Männer, sich auf ihre Kinder einzulassen, hat zugenommen. Ebenso wie die Bereitschaft der Arbeitgeber und der Politiker, sie dabei zu unterstützen und ihr familiäres Engagement nicht länger als Flucht vor der Arbeitsverantwortung zu diskreditieren.

Die ungeschriebenen Gesetze der Political Correctness wurden während der ersten Amtszeit einer Bundeskanzlerin endlich auch auf die Themenbereiche Gleichberechtigung der Geschlechter und Vereinbarkeit von Beruf und Familie angewendet. Die »Gedöns«-Sätze ihres Vorgängers wären heute nicht mehr denkbar. Im Gegenteil: Alle jubeln, wenn Cem Özdemir als Parteivorsitzender der Grünen sich nach der Geburt des zweiten Kindes eine Auszeit nimmt. »Ich werde einfach sechs Wochen lang mein Programm runterfahren und mich vornehmlich um die Erziehung meines Sohnes kümmern«, hat er sein Vorhaben angekündigt und versichert: »Ich will das ernsthaft machen.« Sechs Wochen lang! Weihnachten und Silvester inbegriffen.

Unser Traum vom neuen Vater, er sah anders aus.

Natürlich, die Von-der-Leyen-Väter haben in den letzten drei Jahren einen großen historischen Schritt gemacht: Sie sind von abwesenden Vätern zu symbolischen Vätern geworden. Die symbolischen Väter wissen, wie man ein Baby wickelt, wie man Breichen kocht und Schnuller auswäscht. Sie schreiben Bücher über ihre Einsätze an der Wickelfront. Dort haben sie erfahren, dass der Alltag einer Mutter ebenso stressig sein kann wie der im Büro. Denn auch das belegt die Studie: 75 Prozent der Mütter sagen, dank des Elterngeldes hätten ihre Männer mehr Zeit mit dem Kind verbracht als ohne Elterngeld.

Diese Männer werden auch nach der Elternzeit ihre Frauen, so gut es eben geht, bei der Erziehung unterstützen. Ein Kind aber kann mit 14 Monaten leider

noch nicht ganz für sich sorgen. Es kann sich noch nicht allein anziehen, noch nicht mit Messer und Gabel essen, geschweige denn sich die Schuhe zubinden. Das bringt ihm nach wie vor nicht die Kindergärtnerin, sondern lieber die Mutter selber bei.

Die symbolischen Väter kommen im Gegenzug gern eine halbe Stunde eher von der Arbeit nach Hause, sie verzichten freiwillig auf den einen oder anderen Abendtermin. Sie gehen mit ihren Kindern auch in der Woche mal auf den Spielplatz, überhaupt lieben sie es, sich in der Öffentlichkeit als Vater zu inszenieren. Sie haben auch kein Problem damit, ohne ihre Frau zum Elternabend zu gehen. Im Gegenteil, sie bestärken ihre Partnerinnen darin, doch einmal übers Wochenende mit der besten Freundin zu verreisen. Sie meistern das mit den Kindern an diesen Tagen allein.

Die symbolischen Väter sind tolerant und einfühlsam, sie denken mit und packen an, sie können kochen und wissen, wo das Waschmittel steht. Und das unterscheidet die meisten von ihnen von den meisten ihrer Väter. Alles gut, alles schön.

Aber reicht das? Oder anders gefragt: Wann werden die symbolischen Väter zu realen Vätern? Wann wird für sie der Entschluss, eine Familie zu gründen, auch einen realen Verzicht, Einschnitte und Kompromisse nach sich ziehen?

Vor gut einem Jahr ist der Vater meines Kindes in vollem Umfang an seinen Schreibtisch zurückgekehrt. Seine Elternzeit dauerte sogar acht Monate, meine nur sechs. Damit gehört er einer Minderheit an. Rund 60 Prozent der Von-der-Leyen-Väter bleiben nur zwei Monate zu Hause, viele von ihnen parallel zu ihren Partnerinnen. Zwei Monate – das ist die Mindestzeit, die der Vater nehmen muss, damit das Paar in den Genuss von vollen 14 Monaten Elterngeld kommt; geht nur ein Elternteil in Auszeit, werden nur 12 Monate gefördert.

Mein persönlicher Jahresrückblick sieht so aus: Ich habe wie ein Roboter gelebt. Jeden Tag habe ich zur selben Zeit dasselbe wie am Tag zuvor getan. Meine Tage kannten keine Abweichungen, denn ich gehöre ebenfalls einer Minderheit an. Ich bin auch in die Vollzeitbeschäftigung zurückgekehrt. Ich habe diesen Zustand frei gewählt.

Morgens um neun bringe ich das Kind in die Kita, dann arbeite ich bis 16 Uhr, hole das Kind, das um diese Uhrzeit bereits eines der beiden Letzten im Kindergarten ist, wieder ab, verbringe mit ihm die Zeit, bis es um 20 Uhr zu Bett

geht. Danach setze ich mich noch einmal an den Schreibtisch. Mit diesem Rhythmus bringe ich es auf die Wochenarbeitsstunden eines normalen Arbeitnehmers. Ich arbeite keine Stunde mehr und keine weniger, als die meisten Männer und auch mein Freund es tun.

Und ein Blick in meinen Kalender bescheinigt mir folgende private Statistik: In den vergangenen vier Monaten habe ich wochentags an drei Abenden Freunde gesehen. Ich war kein einziges Mal im Kino, im Theater, im Fitnessstudio oder in der Sauna. An den restlichen knapp 85 Abenden habe ich am Schreibtisch gegessen und gearbeitet. Genau so, wie ich es auch im Moment wieder tue.

Es gibt nur einen Grund, warum ich so leben kann: weil ich meine Arbeit und mein Kind gleichermaßen liebe. Weil die Arbeit mir trotz der Begrenztheit meiner Umstände ein Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit gibt, das Gefühl dazugehören.

Viele werden sich jetzt denken, dass die Beziehung, die mein Freund und ich führen, außergewöhnlich schwierig ist, dass sie großen Belastungen standhalten muss. Ich aber kann versichern, dass ich viele Paare kenne, die so leben. Denen die moderne Arbeitswelt ein hohes Maß an Organisationstalent, Zeitmanagement und logistischem Aufwand abverlangt. Das Technische an diesen Beziehungen ist oft zur dominierenden Kategorie geworden. Früher war es das Emotionale.

Kann das gut gehen?

Während im ersten Jahr nach der Einführung der Elternzeit 10,5 Prozent der Väter zu Hause blieben, waren es im Frühjahr 2009 schon 18,4 Prozent. Tendenz steigend. Mit den Zahlen aber werden sich auch die Erwartungen an die Väter erhöhen. Die Auseinandersetzungen, die Frustrationen werden zunehmen, das zeigt sich schon heute.

Es muss also etwas passieren, damit auch die Frauen endlich von dieser neuen Entwicklung profitieren. Damit auch die Männer begreifen, und fast schäme ich mich, es so explizit sagen zu müssen, wie viel Spaß Kindererziehung machen kann.

Folgt man den Ratschlägen der Studie, dann sollen die Arbeitgeber ihr Angebot an flexiblen Teilzeitleösungen, an Zeitkonten und an sogenannter Telearbeit, also der Möglichkeit, von zu Hause zu arbeiten, entscheidend ausbauen.

en. Das antwortet auch ein Großteil der Mütter auf die Frage, wie eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Zukunft erreicht werden kann.

Es ist stark anzunehmen, dass die meisten der Frauen bei dieser Frage an Telearbeit für sich selber dachten und nicht für ihre Männer. Viele von ihnen werden hoffen, so die Karriereambitionen des Partners noch besser kompensieren zu können.

Während der Von-der-Leyen-Wickel-Papa in den letzten drei Jahren ein Liebling der Medien war, kam der Teilzeit-Vater, der auf einen Teil seines Gehalts und auf einen Teil seines beruflichen Einflusses zugunsten des familiären verzichtet, in den öffentlichen Debatten nicht vor. Der Teilzeit-Vater existiert nicht. Er lässt sich mit der Selbstbeschreibung eines symbolischen Vaters nicht vereinbaren.

Wie aber wäre es, wenn auch er, sagen wir, an zwei Tagen der Woche die Kinder von der Kita abholte, wenn er mit den Älteren Schularbeiten machte? Wenn er nicht nur ein Einzelfall wäre, der die Regel bestätigt? Der reale Vater würde beginnen, die Familienarbeit nicht länger auf die Schultern der Frau abzuladen, er würde eine wirkliche und auch messbare Verantwortung übernehmen. Und er müsste seine Partnerin nicht länger mit symbolischen Gesten bei Laune halten.

Stattdessen aber sehe ich im Moment um mich herum viele Beziehungen zerbrechen. Paare, bei denen die Kluft zwischen erträumter und tatsächlicher Realität zu offensichtlich wurde. Bei denen sich der Widerspruch zwischen symbolischen und wirklichen Kompromissen unübersehbar zeigte. Paare, die der Spagat, den viele zu leben versuchen, überforderte. Nach der Trennung tritt häufig ein, was vorher unmöglich schien: Erst jetzt taucht der Papa zweimal in der Woche in der Kita auf, um das Kind abzuholen. Um dann mit ihm allein in seine Wohnung zu gehen.

DIE ZEIT

Nr. 1 vom 30. Dezember 2009

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 31. März 1967 in Würzburg.

Studium der Literatur und Geschichte in München und Oxford, wo er sich mit afrikanischer, asiatischer und lateinamerikanischer Geschichte befasste. 1999 Promotion über Imperialismus in Ostafrika. Autor einer Biographie des Kolonialeroberers Carl Peters, Oxford University Press, 2004.

Erste Erfahrungen als Reporter während des Kroatien-Kriegs, ausgedehnte Reisen nach Lateinamerika, Südostasien und Afrika. Volontär, Redakteur und Parlamentskorrespondent der *Nürnberger Nachrichten*. Ab 2000 im außenpolitischen Ressort der *Süddeutschen Zeitung*, München. Seit 2006 ist er deren Afrika-Korrespondent und lebt mit seiner Familie in Kampala, Uganda.

Verheiratet mit der Fernsehjournalistin Susanne Perras. Sie haben zwei Kinder, Tochter Mara, neun, und Sohn David, sechs Jahre alt.

ARNE PERRAS erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2010 in der Kategorie »Allgemeines« für seinen Beitrag »Die Räuber«, erschienen in der *Süddeutschen Zeitung*, München, am 17. November 2009.

Ein Stück mit einem berühmten Titel: »Die Räuber« von Arne Perras, das ist eine beziehungsreiche Anspielung auf Friedrich von Schiller. Bei Perras geht es um eine aktuelle, um eine globalisierte Gaunergeschichte: Ein Besuch bei modernen Piraten am Golf von Aden. Der Autor bietet klassische Reportage-Kunst von hoher thematischer Relevanz. Das ist hautnah erlebte und meisterhaft erzählte Zeitgeschichte. Und es ist eine spannende Reise in eine Welt, die nur vermeintlich nichts mit uns zu tun hat. Die treffsicher recherchierten Hintergründe lassen schließlich globalere Zusammenhänge erkennen. Und so ist der süffig geschilderte Alltagskrimi vom Horn von Afrika auch ein Stück Aufklärung über Ursache- und Wirkungszusammenhänge, die mit unserem Leben hier in Europa zu tun haben.

Die Räuber

Von Arne Perras

Das Meer ist wieder ruhig, alle Stürme abgeflaut. Jetzt beginnt die Jagdsaison. Am Horn von Afrika machen sich die Piraten bereit. Was sind das für Männer, die kapern und stehlen? Wer das wissen will, muss sich auf eine gefährliche Reise machen – an die Strände Somalias.

Ein hagerer Mann tritt aus dem Dunkel der Zelle, die Wachen führen ihn über den Hof in das Büro des Aufsehers. Der Gefangene ist barfuß, trägt einen Wickelrock und ein blaues Polohemd. Er hat krauses Haar, eingefallene Wangen und einen schwarzen Bart. Er ist ein Pirat. Reglos sitzt er auf einem Stuhl und fixiert den Reporter, der mit ihm sprechen darf.

Zwanzig Jahre lang wird Abdirashid Muuse im Gefängnis von Bosaso eingesperrt sein. Er hat ein Schiff gekapert. Und er bereut nichts. »Wir sind Helden«, sagt der 40 Jahre alte Mann aus Somalia: »Wir haben das Richtige getan.«

Er wird noch mehr erzählen von den Jahren auf See. Und danach werden ihn die Wachen wieder in das Verlies bringen, in dem sich 30 Menschen drängen. Oft sitzt er vorne am Gitter und streckt die Arme hinaus. Wenn er Glück hat, dann spürt er den Wind, der vom Meer herüberweht.

Jamaal Mohammed Said kann noch hinunterlaufen zum Strand. 28 Jahre ist er alt. Auch er ist Pirat. Die See liegt da wie ein großer Spiegel. Die Stürme sind vorbei, Dunst verschleiert den Horizont, Wasser und Himmel fließen ineinander, wie auf einem Aquarell, das keine Konturen kennt. Er weiß, die Zeit ist gekommen, um loszufahren. Die Jagdsaison beginnt.

Begegnungen in Bosaso, Hochburg der somalischen Piraten. Einige Dutzend Seeräuber sitzen hier im Gefängnis. Sie wurden von Kriegsschiffen der Franzosen und Amerikaner ausgeliefert oder von Piratenjägern der Regierung gefasst. Die meisten aber sind noch frei und planen neue Beutezüge – wie Jamaal Mohammed Said.

Um in der somalischen Hafenstadt Bosaso zu recherchieren, muss man sich unter den Schutz der Regierung von Puntland begeben, die ist zwar international nicht anerkannt, beansprucht aber die Kontrolle über das teilautonome Gebiet im Norden Somalias. Seit dem Sturz des Diktators Siad Barre 1991 hat das Land am Horn von Afrika keine Zentralgewalt mehr, es versinkt im Bürgerkrieg. Im Süden kämpft eine schwache Übergangsregierung gegen die Übermacht radikaler Islamisten. Im nördlichen Puntland haben andere Clans die Oberhand,

hier blüht die Piraterie wie nirgendwo sonst auf der Welt. Es ist ein gewaltiges Problem für die Staatengemeinschaft, die auf sichere Seewege angewiesen ist. Die Route durch den Suezkanal über den Golf von Aden in den indischen Ozean ist eine Hauptarterie der Weltwirtschaft. Immer wieder greifen Piraten hier an. Sie entführen Schiffe, nehmen Geiseln, erpressen Lösegeld.

Auf dem Ozean jagt nun eine internationale Armada nach den Banditen. Doch wie geht es den Seeräubern an Land? Sind sie gefeierte Leute? Sind sie verhasste Gangster? Das sind Fragen, denen man in Puntland nachspüren kann, in den Straßen von Bosaso, in denen der neue Reichtum nicht zu übersehen ist. Zum Beispiel im Viertel »New Bosaso«, wo jetzt Villen mit Satellitenschüsseln auf den Dächern stehen. Jeder hier weiß, dass die Häuser aus Lösegeldern der Seeräuber finanziert wurden.

Die Welt der solventen Banditen wächst am Rand der Stadt. Die älteren Straßen im Zentrum von Bosaso haben noch den Charme des Orients. Die Häuser sind in zartes Grün oder Rosa getaucht, haben bunt bemalte Türen mit schönen Ornamenten. Die Gassen im Basar formen ein Labyrinth, ein Duft von Kardamom und Zimt mischt sich mit Schwaden süßlichen Parfums. Alte Männer grüßen, Frauen huschen verschleiert vorbei. Teppiche und Gewänder, Obst und Gemüse, Gewürze und Nüsse, Töpfe und Geschirr, ein zauberhaftes Durcheinander – lägen ganz vorne auf den Tischen nicht auch die polierten Kalaschnikows. Woher sie kommen, wollen die Verkäufer nicht sagen. Schließlich ist über Somalia seit 1992 ein Waffenembargo verhängt. Aber man kann hier vieles kaufen: Schnellfeuergewehre, Panzerfäuste, Maschinengewehre, Handgranaten. Alles, was ein Pirat braucht.

Alles, was auch der Häftling Abdirashid Muuse einst gebraucht hat. Wie oft er auf dem Meer Beute gemacht hat, will er nicht sagen. »Ich bin Gefangener, ich kann darüber nicht sprechen.« Jedenfalls war er vor einem Jahr auch wieder draußen auf der Jagd. Er sagt, sie wollten ausländische Fischerboote angreifen, doch dann sei ein amerikanisches Kriegsschiff gekommen, sie mussten fliehen. Dann entdeckten sie ein somalisches Frachtschiff, das Zement geladen hatte. Sie dachten, dass dieses Boot ihre beste Deckung sei und erzwangen sich einen Weg an Bord. Doch das Schiff gehörte einem Geschäftsmann aus Bosaso, der die puntländische Polizei zu Hilfe rief. Drei Tage lang habe das Feuergefecht auf See gedauert, bis die Piraten unterlagen. So ist Abdirashid Muuse

in der Zelle gelandet, ein Vater von acht Kindern, die seine Frau nun ohne ihn durchbringen muss.

Abdirashid Muuse ist ein Verlierer; doch in Bosaso macht die Seeräuberi viele zu Gewinnern. Es sind reiche Geschäftsleute, die in das Piratentum investieren. Die Banditen brauchen schnelle Boote, GPS-Systeme, Satellitentelefone, und vor allem moderne Waffen. Das somalische Kapital sucht nach lukrativen Anlageformen, und Piraterie ist zurzeit die beste. Zwischen 50 und 150 Millionen Dollar Lösegeld erpressen die Piraten jährlich mit ihren Geiselnahmen. Das ist die New Economy von Puntland, das ansonsten vor allem Kamele nach Arabien exportiert.

Die Investoren geben ihr Geld einer Piratencrew ihrer Wahl. Wenn die Räuber erfolgreich sind, kassiert der Investor den Großteil, den Rest teilen die Piraten unter sich auf. Dabei gibt es feste Regeln. Den schwierigsten Job hat der erste Pirat, der an Bord geht. Er ist der »Springer«, für diesen Job braucht man einen athletischen, furchtlosen Typen. Glückt der Angriff, bekommt der Springer 120.000 Dollar Bonus. Stirbt er beim Kapern, fließt aber dennoch Lösegeld, dann bekommt die Familie des toten Springers 200.000 Dollar.

Der Pirat Jamaal Mohammed Said sammelt zurzeit in Bosaso seine Freunde. Hier besorgen sie ihre Ausrüstung, dann geht es nach Haradere im Süden, von wo aus sie in See stechen wollen. Auf dem größten ihrer Schiffe bunkern sie Wasser, Diesel und Proviant für fünfzehn Tage. Im Schlepptau haben sie zwei schnittige Boote, mit dicken Außenbordmotoren, für die Attacke. Bis zu den Seychellen will er dieses Mal fahren, so weit war er noch nie draußen. Das ferne Gebiet lockt. Es gibt dort nicht so viele Kriegsschiffe wie im Golf von Aden, und erst kürzlich haben Piraten dort leichte Beute gemacht: Sie entführten ein britisches Seglerehepaar auf ihrer Yacht. Nun fordern sie für die Geiseln vier Millionen Lösegeld.

Bislang hatte Jamaal Mohammed Said wenig Glück. Zweimal sind er und seine Crew von ausländischen Kriegsschiffen entdeckt worden und mussten fliehen. Ein Boot kenterte, Freunde starben. Aber er will weitermachen. Ein Verwandter, der eine andere Piratengruppe führe, habe einmal dicke Beute gemacht und ihm davon 10.000 Dollar gegeben, sagt er. Die Piraten versorgen mit den erbeuteten Millionen ihre Großfamilien und Verbündeten. »Wenn du nichts bezahlst, schützt dich deine Familie auch nicht«, sagt Jamaal Mohammed Said.

Piraten kaufen sich und ihrer Familie gerne große, neue Autos, beliebt ist der Toyota Surf, ein Allrad-Jeep, der in Bosaso überall zu sehen ist. Und sie kaufen Kat. Grüne Blätter, die stundenlang gekaut werden und eine berauschende Wirkung haben. Es heißt, dass Kat den Hunger vertreibe und wachhalte. Wer Kat kaut, fühlt sich stark. Und wer sich eine breite Gefolgschaft erkaufen will, braucht sehr viel Kat. Jeden Tag landen in Bosaso zwei Flugzeuge, die vollgestopft sind mit den grünen Blättern. Sie kommen aus Äthiopien und Kenia, wo der Kat-Strauch wächst. Bleiben die Flieger aus, herrscht große Aufregung. Die Droge bestimmt das Leben in Puntland. Zum Beispiel in den Holzhütten auf dem Markt. Dort liegen die Männer auf Matten und Teppichen, sie lassen sich Tee servieren und kauen – von Mittag bis Mitternacht.

Man steigt an diesen Hütten besser nicht aus dem Auto, diese Plätze sind angeblich voller Piraten, was den Besuch für einen Ausländer unmöglich macht, selbst wenn ihn auf Schritt und Tritt Leibwächter umringen. Nur im militärisch gesicherten Konvoi kann man als Weißer durch die Stadt fahren. Die Soldaten haben dabei ihre eigenen Methoden, den Verkehr zu regeln. Beginnt es auf den Straßen zu stocken, springen sie heraus und feuern mit ihren Kalaschnikows so lange in die Luft, bis sich alle anderen Fahrzeuge an den Rand gequetscht haben. Dann zieht die Kolonne weiter.

Die Piraten haben sich eingenistet an den Küsten von Puntland. Das war nicht immer so. Wer wissen will, wie es dazu kommen konnte, muss einige Jahre zurückblicken, damals, als viele der Piraten noch als Fischer aufs Meer fuhren. Von diesen Jahren erzählen sie gerne. Doch dann kamen immer mehr fremde Fischfangflotten in ihre Gewässer. Und gefährlicher Müll wurde in ihr Meer gekippt. Es war die Zeit, als der Staat Somalia ein abruptes Ende fand. Seitdem beherrscht die Fischer eine lähmende Ohnmacht. Seitdem fühlen sie sich als Opfer.

Abdirashid Muuse, der gefangene Pirat, sagt: Seit der Staat Somalia Anfang der neunziger Jahre zusammenbrach und im Krieg versank, habe es niemanden mehr gegeben, der die reichen Fischgründe vor der Küste schützen könne. »Wir waren nur einfache Fischer und sahen die ausländischen Flotten, die alles wegfischten.« Trawler aus Europa und Asien plünderten die Schwärme vor Somalia, mit Schleppnetzen am Boden zerstörten sie das reiche Leben unter Wasser. »Wir wurden zornig«, sagt Abdirashid Muuse. Irgendwann fingen die Fischer

an, Fischtrawler zu attackieren. Abdirashid Muuse sieht sich als »Beschützer der Meere«. Die Wut bestimmt seit Jahren sein Leben.

An der Plünderung der Küstengewässer gibt es kaum einen Zweifel, Experten der Vereinten Nationen haben das schon 2005 dokumentiert, 700 ausländische Schiffe fischten damals illegal in somalischen Gewässern. Über den Giftmüll, der vor Somalia angeblich versenkt wurde, weiß man weniger, doch es hat immer wieder alarmierende Signale gegeben. Zum Beispiel nach dem Tsunami, der auch Somalias Küste traf. Durch ihn sollen heimlich versenkte Container mit toxischem Material aufgebrochen sein. Küstenbewohner klagten über schwere Atemwegs- und Hauterkrankungen. Europäische Firmen und die italienische Mafia sollen in den Müllskandal verwickelt gewesen sein. Doch wie der Sprecher des UN-Umweltprogramms, Nick Nuttal, in Nairobi sagt, ist die Gegend zu unsicher, um das Ausmaß des Desasters zu untersuchen.

Immer mutiger wurden die Fischer, immer gefährlicher ihre Attacken. Über die Jahre entwickelte sich daraus ein lukratives Geschäft, in das immer mehr Gangster investierten. Heute ist die Piraterie und das organisierte Verbrechen Alltag hier. Das Los der Fischer dürfte manch einem Piratenboss gelegen kommen, um die Überfälle als Selbstverteidigung zu rechtfertigen. In Puntland stoßen sie dabei auf offene Ohren, viele Leute glauben, dass die Welt nichts anderes im Sinn habe, als die Meere vor Somalia leerzufischen. Selbst ihre Marineflotten seien nur gekommen, um die Trawler zu schützen. So sieht man das hier.

Immer wieder ist im Westen behauptet worden, dass die Piraten auch jenseits von Somalia ein dichtes Netzwerk aufgebaut hätten, mit Informanten in großen Häfen, die Routenpläne und Frachtpapiere ausspionieren und nach Puntland funken. Doch das Muster der Attacken weckt Zweifel. Es sieht eher so aus, als würden die meisten Seeräuber einfach ihr Glück versuchen. Oft haben sie kein klares Ziel. Kürzlich hat eine Gruppe sogar nachts ein bewaffnetes Versorgungsschiff der französischen Marine angegriffen. Ein grober Irrtum, der kaum für gute Planung spricht. Sie holen sich also, was sie kriegen: Frachter, Tanker, Yachten. Doch mit den Marinepatrouillen wird die Jagd immer schwieriger.

Auch an Land haben es die Piraten nicht mehr so einfach wie früher. Sonst könnte Jamaal Mohammed Said gleich von Bosaso aus zu seinem nächsten Beutezug aufbrechen. Aber das ist ihm zu gefährlich, weil es hier zu viele gibt,

die den Piraten Schwierigkeiten machen. Da sind zum einen die religiösen Führer und die Ältesten der Clans. Zu ihnen zählt auch Mohamed Maah Olow. Die Piraten, schimpft er, zerstörten die guten Sitten. Sie protzten mit ihrem Geld, sie tranken Alkohol und hielten sich »zur Entspannung« viele Frauen. »Das verstößt gegen den Islam«, sagt der Clan-Älteste. Immer wieder hört man Geschichten von Saufgelagen in Hotels und betrunkenen Piraten, die mit jungen Frauen im Arm herumtorkeln. Das kommt nicht gut an in streng muslimischen Kreisen. Aber weil die Banditen so viel Geld besitzen, haben sie viele Anhänger. Es ist schwer, sie zu isolieren.

Eine Fahrt durch die steinige Wüste, östlich von Bosaso: Links liegt das Meer, vorne ein größerer Gebirgszug, dessen ockerfarbene Felsen an manchen Stellen bis ins Wasser reichen. Dazwischen weite Strände, die auf den ersten Blick verlassen wirken. Doch dann ist hinter der Kurve auf einmal ein weißer Pickup zu sehen, mit montiertem Maschinengewehr. Unten am Wasser liegt ein blaues Boot. Und oben, in den Felsnischen, kauern bewaffnete Männer in Camouflage: die Piratenjäger von Puntland. »Das war früher ein Seeräubernest«, sagt der Polizeichef der Einheit. Seine Leute hätten es vor drei Monaten ausgehoben. Nun halten sie Wache, damit niemand mehr heimlich in See sticht. Allerdings haben die Jäger nur eine Nusschale mit Außenbordmotor. Moderne Patrouillenboote sehen anders aus.

Der Sicherheitsminister von Puntland kennt die Nöte seiner Polizisten. Abdulahi Said Samanter empfängt zum Gespräch in seiner kleinen Festung am Strand. Der ältere Herr im braunen Anzug hat in Rom Jura studiert, er kennt die Welt da draußen – und seine eigene. Er wünscht sich, dass künftig gar keine Lösegelder mehr bezahlt würden, das mache die Banditen immer stärker. »Wir kämpfen schon lange gegen die Piraten.« 300 hätten sie gefasst. Für diesen Feldzug brauche seine Polizei aber auch Hilfe von außen, er habe nicht genügend Ausrüstung und Boote. »Mit internationaler Unterstützung können wir das Problem in drei bis vier Monaten beseitigen.« Das habe er schon auf drei Piraterie-Konferenzen vorgebracht, in Nairobi, im Jemen und in Kuala Lumpur. Aber auf Unterstützung warte er noch immer.

Den Verdacht, dass Kräfte in der Regierung in die Piraterie verwickelt sein könnten, weist er zurück. In Bosaso hört man diese Gerüchte trotzdem immer wieder. Deshalb hätten die meisten Seeräuber nichts zu befürchten, sagt ein

Insider, der lange in der Schiffsbranche gearbeitet hat. »Wenn sie diese Leute verhaften, dann bedeutet das Krieg.« Es ist eine verworrene Gefechtslage, die es wahrscheinlich macht, dass die Piraten nicht so schnell unterzukriegen sind.

Oder doch? Angeblich bekommt die Regierung nun Rückendeckung von einem mächtigen Seeräuberboss namens Boyah. Er ist eine Berühmtheit in Puntland, baumlang, eine Legende. Ein Treffen ist schon vereinbart. Aber dann gibt es Probleme. »Meine Worte kosten Geld«, lässt Boyah ausrichten. 4.000 Dollar fordert er für das Interview. Vielleicht war er doch schon zu lange Pirat. So platzt das Treffen.

Wenn es stimmt, dass Boyah die Seiten gewechselt hat, dann muss er jetzt seinen eigenen Schülern das Handwerk legen. Wie er das anstellen will, hat er bislang nicht verraten. Man könnte ihn fragen, aber die Antwort wäre vermutlich unbezahlbar.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Nr. 265 vom 17. November 2009



Drama im Eis: Vor 100 Jahren zog die erste Expedition zum Nordpol - Seite 16

Fixer und Fühse: Ein Haus in Kreuzberg wehrt sich - Magazin

Auto: Zeit für den Reifenwechsel
Beruf: Karriere als Fluglöse
Immobilien: Gutes Wohnklima mit Holz
Reise: Strandsegeln in Frankreich



Berliner Zeitung

Sonntag/Donnerstag, 1./7. April 2009 Nr. 30 01 - 63. Jahrgang

www.berlinerzeitung.de

8,80 € Berlin/Brandenburg - 1,10 € Ansonst.

ADOPTION Gesetze gelten nun auch für die Pop-Diva

VON RASA ELIAS

Das Drehbuch schienen schon geschrieben zu haben: Die kleine Catherine Merry Jones, 4. von links. Am Freitag wollte sie die Mädchen offiziell adoptieren. Dieser Film lief schon einmal 2006 unter Madonnas dem Namen David und nach Entsch. Darin hatte sie sich selbstwagt 18 Monate in Mexiko aufzuhalten, wie die Gerichte jetzt anerkennen, sondern eher aus dem kognitiven Einbußen ihrer Ehe resultiert. Die Adoption übernahm sie schließlich, wurde über Millionen Dollar auf die Liste "Zoo" setzt gemessen sein. Nun wollte sie Catherine

Die Idee zum Dokumentarfilm "Adoption" geht auf den Regisseur zurück, der die oberste Ebene der amerikanischen Adoptionspolitik von Anfang bis Ende untersucht. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben.



Madonna, Jones, Jones und Jones

Die Idee zum Dokumentarfilm "Adoption" geht auf den Regisseur zurück, der die oberste Ebene der amerikanischen Adoptionspolitik von Anfang bis Ende untersucht. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben.

Interview mit Madonna

Die Idee zum Dokumentarfilm "Adoption" geht auf den Regisseur zurück, der die oberste Ebene der amerikanischen Adoptionspolitik von Anfang bis Ende untersucht. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben.



Die Idee zum Dokumentarfilm "Adoption" geht auf den Regisseur zurück, der die oberste Ebene der amerikanischen Adoptionspolitik von Anfang bis Ende untersucht.



Die Idee zum Dokumentarfilm "Adoption" geht auf den Regisseur zurück, der die oberste Ebene der amerikanischen Adoptionspolitik von Anfang bis Ende untersucht.

affen Generaldirektor

Berlin - Der erste ist ein Affe, der die Kontrolle über die Stadt und die Politik in der Hand hat. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben.

Parteilag Berlin

Die Idee zum Dokumentarfilm "Adoption" geht auf den Regisseur zurück, der die oberste Ebene der amerikanischen Adoptionspolitik von Anfang bis Ende untersucht. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben. Die Geschichte von Catherine Merry Jones ist ein Teil davon. Sie ist eine der Tausendtausend, die in einem der unzähligen Flüchtlingslager auf der Welt leben.

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 18. Juli 1974 in Beeskow.

Vor dem Studium der Politikwissenschaften in Hamburg sammelte Sabine Rennefanz erste journalistische Erfahrungen bei der *Märkischen Oderzeitung*, Frankfurt (Oder). Nach dem Abschluss 1998 machte sie ein Volontariat beim Jahreszeitenverlag, Hamburg, wurde nach einem Jahr als Redakteurin bei der Zeitschrift *Petra* eingestellt. Nach einem kurzen Intermezzo als freie Journalistin für die Hamburger Wochenzeitung *Die Zeit*, die *Financial Times Deutschland*, Hamburg, sowie den Berliner *Tagesspiegel* wurde sie im Februar 2001 Redakteurin bei der *Berliner Zeitung*. Sie war in der Medienredaktion tätig, 2003 ging sie als Korrespondentin nach London. Anfang 2008 kehrte sie in die Zentralredaktion zurück und schreibt seitdem über Integration und Landespolitik.

Sabine Rennefanz wurde 2006 als Newcomer des Jahres mit dem Goldenen Prometheus ausgezeichnet.

SABINE RENNEFANZ erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2010 in der Kategorie »Allgemeines« für den Beitrag »Die grüne Festung«, erschienen in der *Berliner Zeitung* am 4./5. April 2009.

Eine lesenswerte Geschichte über ein Jugendstilhaus in Berlin-Kreuzberg. Sabine Rennefanz hat genau hingesehen und intensiv nachgefragt. Sie beschreibt in schöner und klarer Sprache ihre Eindrücke und die kleinen und großen Probleme der Bewohner. Es bereitet starkes Lesevergnügen zu erfahren, wie aus Hausbesetzern Hausbesitzer wurden – und wie sie dies verändert hat. »Die grüne Festung« ist eine erkenntnisstiftende und unterhaltsame Milieustudie, die viel über Kreuzberg, Berlin, die alternative Szene und deren Entwicklung verrät. Wie kleine Details in größere Zusammenhänge eingeordnet werden, ist vorbildlich und preiswürdig.

Die grüne Festung

Von Sabine Rennefanz

Am Kottbusser Tor schützt sich ein Haus vor Füchsen, Fixern und deutschen Schlagern

Jetzt haben sie einen Fuchs im Garten. Er wühlt im Kräuterbeet, knabbert an den Blättern. Rosi Wieczorek-Akyol macht sich Sorgen, der Fuchs könnte womöglich einen Bandwurm haben und der Bandwurm könnte sich irgendwie auf sie übertragen. Sie wird im Frühling lieber kein frisches Basilikum mehr holen. So ein Bandwurm kann tödlich sein für Menschen, sagt sie, während sie am Küchentisch Cappuccino mixt. Der Milchschaum ist schön cremig, der Espresso stark, aber nicht bitter, die Tasse eine Schale, sie sieht aus wie vom Designer entworfen. Die Psychologin Rosi Wieczorek-Akyol macht perfekten Kaffee. Ihr Mann, Sen, ein Kita-Geschäftsführer, sitzt daneben, in der perfekten Küche. Die Einbaumöbel sind hell und modern, in der Ecke steht ein alter, gut restaurierter Holzschrank, an der Wand hängt ein Bild mit einer großen Salatschüssel. Man hat Angst, etwas schmutzig zu machen und zieht gleich am Eingang der Wohnung die Schuhe aus. Der Hausherr reicht Hausschuhe.

Was macht man mit so einem Fuchs?

Rosi Wieczorek-Akyol überlegt.

Ihr Mann sagt: »Den Fuchs lassen wir leben. Sonst heißt es noch, wir können uns nicht mal mit einem Fuchs arrangieren.«

Wenn man zuhört, hat man das Gefühl, die beiden würden es fast genießen, sich über so etwas Banales Gedanken zu machen wie einen Fuchs im Haus. Mal keine Nazis, keine kurdischen Terroristen, keine Islamisten, keine Drogensüchtigen. Ein Fuchs, wie schön!

Es gibt zwei Arten von Häusern an der Straße zwischen Kottbusser Tor und Paul-Lincke-Ufer in Kreuzberg. Die einen sind die Fantasien von Stadtplanern, die auf Speed gewesen sein müssen, braune, abschreckend wirkende Festungen, auf deren Balkonen man nie Menschen sieht, nur Satelliten, ausgerichtet auf türkische und arabische Sender. Auf der anderen Seite ein paar hübsche Jugendstilhäuser, die besetzt und später legalisiert wurden. So eines ist Nummer 8.

Am Hauseingang verunstaltet ein riesiges blaues Graffiti das schnörkelig verzierte alte Metalltor, es könnte ein tanzender Mann sein oder ein Steinwerfer. Im Treppenhaus steht Fahrrad an Fahrrad, auch sonst wirkt der Flur studentisch: mit den welken Grünpflanzen auf dem Treppenansatz, und den Graffiti-

zügen an den Wänden. Die Wohnungstüren sind grün angestrichen. Das Grün ist mehr als eine Farbe. Es ist die Haltung der Bewohner.

Fünf Stockwerke ragt das Haus nach oben. Nur die Räume im Erdgeschoss sind vergittert, sie stehen leer. Wer dort einzieht, das ist zu einem erbitterten Streit geworden. Auslöser war eine Idee des Kreuzberger Bürgermeisters. Franz Schulz, auch ein Grüner, wollte in Haus Nummer 8 eine Fixerstube einrichten, einen Raum, in dem sich Drogenabhängige vom Kottbusser Tor mit sauberen Spritzen versorgen können.

Im Haus wurde lange über die Idee diskutiert, und nicht nur hier. Das ganze Viertel war aufgeschreckt, türkische Mütter und Väter, Kioskbesitzer, Linksalternative, Autonome. Jeden Sonnabend wurde demonstriert, gegen die Drogenszene beziehungsweise dafür. Es gab öffentliche Aussprachen und einen Runden Tisch. Das Haus Nummer 8 wurde zu einem Symbol, und bald wurde klar, dass es um mehr als um Junkies ging. Es ging auch darum, was Kreuzberg ist und was es werden wird.

Die Bewohner des Hauses Nummer 8 erfuhren aus der Zeitung von dem Plan mit der Fixerstube. Sie sind immer noch wütend. Franz hat sich bis heute nicht entschuldigt, sagt Rosi.

Ach, der Franz ist ein Sturkopf, sagt Sen. Franz ist der Bürgermeister von Kreuzberg. Franz und Sen kennen sich aus der Bezirksversammlung. Alle kennen sich hier. Als Sen neulich bei einer der Diskussionen angegriffen und als Faschist beschimpft wurde, sprang ihm sofort Cem Özdemir, der Grünen-Chef, zur Seite. Der Mann sei ein kurdischer Kommunist aus der Türkei, er sei als Asylbewerber nach Deutschland gekommen, rief Özdemir vom Podium hinunter. Özdemir ist Sens Nachbar.

Aus der Sicht des Bürgermeisters war es wahrscheinlich nur eine folgerichtige Logik, in der Nummer 8 einen Drogenraum für Süchtige einzurichten. Er dachte, dass Bewohner wie Sen und Cem dafür Verständnis hätten. Wo sonst sollte man in Kreuzberg Fixerstuben einrichten, wenn nicht in einem Haus wie diesem.

Die Geschichte des Hauses Nummer 8 geht bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts zurück, aber die jüngere, die turbulente Geschichte, begann vor 28 Jahren, der Zeit der Hausbesetzungen in Kreuzberg. Acht Frauen und ihre Kinder besetzten das leere Haus, das ein Armaturenfabrikant vorher an die Ge-

meinnützige Siedlungs- und Wohnungsgesellschaft (GSW) verkauft hatte. Es sollte saniert und die Wohnungen sollten teuer vermietet werden.

Sevim Celebi-Gottschlich hat Bilder und Zeitungsausschnitte von damals mitgebracht. Sie bestellt einen koffeinfreien Kaffee im »Schiff ahoi«, einem Lokal an der Admiralsbrücke, ein paar Minuten von dem Haus entfernt, das sie vor fast 30 Jahren mit eroberte. Jetzt will sie dort nicht mal mehr fotografiert werden. Es ist zu viel passiert.

Kreuzberg in den Siebziger- und Achtzigerjahren, das war der Ausnahmezustand. Erst sollte der Bezirk einer Autobahn weichen, später zum Aushängeschild für Stadterneuerung werden. Viele Altbauten, die den Krieg überstanden hatten, wurden abgerissen. Sevim Celebi-Gottschlich, die 1970 als 18-jährige Gastarbeiterin nach Deutschland kam, erinnert sich, wie in der Mariannenstraße US-Soldaten die Straße nah an der Mauer als Übungsplatz nutzten.

Ein paar Jahre später begannen die Demonstrationen. Die junge Türkin, die sich als kleines Mädchen geschworen hat, nie so leben zu müssen, wie die Mutter, die bei Reichen in Ankara putzte, lässt sich anstecken. Die Linken nehmen die Gastarbeiterin mit. Die meisten sind Studenten. Sie kommen aus dem Bett auf die Straße, Sevim Celebi kommt aus der Fabrik. Sie steht morgens um vier auf, um pünktlich bei Siemens am Fließband zu stehen, abends geht sie in die Schule, holt ihre Abschlüsse nach, fängt ein Studium an. Nebenbei bringt sie anderen türkischen Frauen in einem Stadteilladen Lesen und Schreiben bei und entwickelt mit ihnen einen Plan: 78 leer stehende Häuser sind bereits besetzt. Warum sollten sie, die türkischen Frauen, nicht auch eins erobern?

Im Nachhinein klingt es ganz einfach, wie Sevim Celebi und ihre Mitstreiterinnen das Haus Nummer 8 erobert haben. Sie stürmen das Gebäude, rollen ein Plakat aus, auf dem »Nur Mut« steht. Ihre Kinder schreien, und auch die Frauen haben Angst. Doch nichts von dem, was sie befürchtet haben, passiert: Sie werden nicht von der Polizei verprügelt, sie werden nicht verhaftet. Die Polizisten waren freundlich, erinnert sich Sevim Celebi. Der einzige Offizielle, der kam, war ein Herr von der GSW. Er gab den verutzten Frauen einen Hausschlüssel.

Sevim und die anderen beginnen mit den Renovierungsarbeiten. Sie sind stolz auf ihre Eroberung, die Zimmer sind gut geschnitten, groß und hell, mit Stuck an der Wand. Die Fensterscheiben fehlen zwar, es gibt Löcher in den Wänden, dafür fließt das Wasser. Sevim Celebi-Gottschlich lernt, Wände zu verputzen, ta-

pezieren, mauern. Sie hat ein Foto aus dem *Spiegel* von damals dabei, sie steht am Tapeziertisch mit einem Tuch um den Kopf.

»Ich sollte das Kopftuch umbinden, das haben die Journalisten so gewollt.« Es ist nicht ganz klar, ob Sevim Celebi, eine elegante kleine Frau mit hellem Mantel, schwarzem Rolli und dezentem Lippenstift, sich mehr über die Journalisten ärgert oder über sich selbst. Dass sie das überhaupt mitgemacht hat.

Auch andere Bewohner ziehen nun in die freien Wohnungen ein, Alternative, Trotzlisten, Feministinnen, türkische Anarchisten und kurdische Kommunisten sind darunter. Die türkischen Frauen und ihre Kinder, die Eroberinnen, sind ihnen nicht engagiert genug. Bald gibt es Streit, ob man mit der GSW, also »dem Schweinestaat«, verhandeln soll. Sevim zieht aus und mietet mit ihrem deutschen Freund eine Wohnung am Fraenkelufer. Sie will damit ein Zeichen setzen. Aber es hilft nicht viel.

Die Migrantenfamilien ziehen nach und nach aus. Am Ende bleiben nur die mit der »richtigen« Gesinnung. Oder was sie dafür halten. Die Nachbarn nennen das Haus inzwischen Kommunistenhaus. Als Sevim ein paar Jahre später nachfragt, wo die 80.000 DM geblieben sind, die die GSW an die Mieter als Entschädigung für die Sanierung gezahlt hatte, nachdem das Haus legalisiert worden war, zucken alle nur die Schultern. Der Verein, den die Bewohner gegründet haben, weiß von nichts. Sevim kann das nicht verstehen. Sie redet mit einer Bitterkeit darüber, als wäre es gestern passiert.

Sevim Celebi-Gottschlich ist dann in die Politik gegangen, als erste Türkischstämmige bekommt sie einen Sitz in einem deutschen Parlament, sie zieht 1987 als Mitglied der Alternativen-Liste-Fraktion, aus der dann die Grünen hervorgingen, ins Berliner Abgeordnetenhaus. 1998 scheidet sie mit einer Kandidatur gegen Hans-Christian Ströbele und zieht sich aus der Politik zurück. Jetzt hat sie gerade eine neue Arbeit als Pädagogin angefangen, in Kempten, im tiefen Bayern. Weit weg von Berlin.

Gerd Stolz kennt Sevim Celebi-Gottschlich nur von Besuchen im Haus. Die türkischen Frauen waren schon weg, als er mit seiner Männer-WG hier einzog. Es gab dauernd Streit, erinnert er sich. Plenum hieß das damals. »Wir machten mehr Plenum als Party.«

Er öffnet die Tür zur Wohnung im vierten Stock. Seine Kleidung ist nachlässig, Jeans, Sweatshirt, ungekämmte Haare. Er führt in das Wohnzimmer, im

Flur lagern eingestaubte Weinflaschen und vieles mehr. Gerd Stolz schmeißt nur ungern etwas weg. Er hat über die Jahre so viele alte Möbel angesammelt, dass auf den 100 Quadratmetern kaum ein Zentimeter nicht von einem Schrank, Tisch, Regal, Sofa, Teppich eingenommen ist. Dazwischen passt nur Unfug. So heißt Stolz' Kater. Es ist halb fünf nachmittags, Zeit für ein kleines Glas Wein. Dann erzählt Gerd Stolz, wie er vom Hausbesetzer zum Hausbesitzer wurde.

Eigentlich war man mit den Mietverträgen zufrieden, sagt er. Es seien besondere Mietverträge gewesen. Sie räumten dem Verein Rechte ein. Sie konnten zum Beispiel entscheiden, wer in frei werdende Wohnungen einzieht. Das ist heute noch so, nur nicht mehr ganz so rigide, sagt Gerd Stolz. Aber jemand von der CDU oder einer, der deutsche Schlager hört, kommt ihm nicht ins Haus.

Das mit dem Kauf kam Hals über Kopf. Die Bewohner erfuhren, dass die Moschee aus den unteren beiden Etagen das Haus kaufen wollte. Das ging auf keinen Fall. Die Moschee war seit Langem ein Ärgernis. Mitte der Neunzigerjahre war sie plötzlich da. Und mit ihr lauter Fromme, die die Treppe hoch und runter liefen, die beteten und Lamm kochten. »Das ganze Haus roch danach«, sagt Rosi Wiczorek-Akyol. Der Mietvertrag der Moschee sei auf den Namen einer Besetzerin gelaufen, sagt Gerd Stolz. »Aber keiner kannte die.«

Die Bewohner beschlossen, der Moschee zuvorzukommen und das Haus selbst zu kaufen. Sie nahmen sich einen Anwalt, gründeten eine GbR, Stolz wurde ihr Geschäftsführer, und Franz Schulz, der damals Baustadtrat von Kreuzberg war, gab Tipps. Am 15. Dezember 2004 ging das Haus in den Besitz von Rosi, Sen, Gerd und den anderen über. Gerd Stolz weiß noch genau, wie viel sie bezahlt haben: 565.000 Euro, ein guter Preis. Trotzdem sind die meisten Bewohner jetzt verschuldet. »Ich werde den Kredit noch viele Jahre abbezahlen«, sagt Stolz.

Stolz ist Lehrer. In seiner Klasse in der Grundschule in der Reichenberger Straße lernt kein einziges deutsches Kind. Er ist 61 Jahre alt, im November wird er pensioniert. Wenn er Kinder hätte, würde er sich überlegen, ob er wohnen bliebe, sagt er. Er denke viel über den Kiez am Kotti nach, die Fixer und Trinker, die Araber-Gangs und verhüllten Türkenfrauen. Er wohnt ganz bewusst hier, wie die meisten. Aber er sehnt die alten Zeiten herbei, als es noch mehr Hilfsangebote gab, Stadtteilzeitungen, Mieterberatungen, soziale Projekte. »Das wurde in den Neunzigerjahren alles zugemacht.«

Auch die Fixerstube in der Dresdner Straße muss raus. Sie soll schließen, weil sich Nachbarn über Spritzen im Hausflur beschwert haben. Man könnte denken, dass ein Mann wie Stolz damit in seinem Haus keine Probleme hätte. Aber so einfach ist das alles nicht. Stolz ist vom Hausbesetzer zum Hauseigentümer geworden. Vom Kämpfer gegen das System zum Teil des Systems. Er erzählt, wie er schon vor Jahren, als die Haustür nicht richtig schloss und Junkies ein und ausgingen, Spritzen aufsammeln musste. Er ist gegen eine Fixerstube und will, dass die Drogensüchtigen sich nicht mehr am Kotti treffen, sondern irgendwo anders.

Alle hier im Haus sind dieser Meinung, nur Cem Özdemir hat sich immer gewunden und nie gesagt, was er denkt. Er ist der Chef der Grünen Partei, eine tolerante Drogenpolitik ist im Parteiprogramm festgeschrieben. Er ist Politiker, aber er lebt hier mit seiner kleinen Tochter und seiner Frau. Wie weit darf sich Politik einmischen in das Private?

»Wir sind nicht der Arsch von Kreuzberg«, stand in einer Mail, die Hasan Togrulca vor ein paar Wochen an den Bezirk geschickt hat. Jetzt ist ihm das peinlich, es ist normalerweise nicht sein Ton. Hasan Togrulca ist einer der Wohnungseigentümer. Einer wie er hätte sich aber unter anderen Umständen wahrscheinlich nie eine eigene Wohnung leisten können. Er ist ohne Eltern aufgewachsen, mit 14, 15 hat er sich von Malatya in der Türkei nach Westberlin durchgeschlagen, über Istanbul und Ostberlin. Heute legt er Platten auf, führt Touristen durch Kreuzberg oder hält Vorträge über Rechtsradikalismus. Er kann sich schwer festlegen, aber packt gerne Sachen an. Sein DJ-Name ist Zigan Aldi, Aldi-Zigeuner. Bei der Gründung der Bürgerinitiative »Drogen weg vom Kotti« war er mit dabei.

In Jeans und Turnschuhen steht er in seiner Küche im fünften Stock, dem ehemaligen Dachboden. Hasan hat fast alles allein umgebaut, Wände eingezogen, Fenster und Türen eingesetzt. Freunde von ihm sind mit eingezogen. Sie wohnen vor viert hier. Die Möbel sind schlicht und studentisch: Ikea-Küche, Minifernseher, Korbessel. Von seinem Balkon aus sieht man die Terrasse seines Freundes Cem Özdemir. Auf der Terrasse steht ein Holztisch, darauf ein Blumenstrauß in einer Vase. Auf dem Dach ist eine Solaranlage installiert. Die wollte Cem gerne, sagt Hasan.

Cem Özdemir ist erst vor eineinhalb Jahren in die Nummer 8 gezogen. Zur Zeit der Hausbesetzung lebte er noch bei seinen Eltern in Bad Urach im Schwä-

bischen. Es gab in der Wohnung keine Badewanne, nur einen Wäschezuber, den man aus dem Keller holen musste. »Ich hab das gehasst, wenn ich freitagabends in den Keller musste, um den Wäschezuber zu holen. Ich hatte solche Angst im Dunkeln. In meiner Einbildung gab's dort nicht nur Ratten, sondern auch Löwen und Tiger.«

Die Enge von Bad Urach hat Özdemir gestört. Jeder kannte einen, jeder bewachte einen, so hat er das empfunden. Mit 17 zog er aus, lernte Erzieher in Freudenstadt. Jetzt lebt er am Kottbusser Tor und ist Grünen-Chef. Er mag die Musik von Sex'n'Revolution: Led Zeppelin, The Who, Jimi Hendrix, sagt er.

Es war nicht so leicht, die Wohnung zu bekommen. Özdemir musste sich einem Haustest unterziehen wie alle anderen. Was er denn für Musik höre, wollten sie wissen. Ob sie denn nicht planen, nach kurzer Zeit wieder auszuziehen und das günstig erworbene Objekt mit Gewinn zu verkaufen? Ob sie also Spekulanten seien? »Ich kam mir vor wie bei einem Grünen-Parteitag, wenn man sich um einen Listenplatz bewirbt«, sagt Özdemir.

Er passt eigentlich nicht in das Haus, mit seinen perfekt gestutzten Koteletten, mit seiner formelhaften Politikersprache. Wenn er das Thema wechseln will, sagt er, »and now to something completely different«. Er wollte zu Hause keine Presse empfangen, also hat er in die Geschäftsstelle der Grünen eingeladen. Einmal klingelt das Telefon. Seine Frau ist dran. Er sagt »hola« zu ihr. Sie ist Argentinierin. Dann reicht er sie an den Assistenten weiter. Er nennt seine Frau seine bessere Hälfte.

Seitdem er in Berlin wohnt, hat Özdemir in eher schäbigen Ecken gewohnt, zuerst in Neukölln, dann am Nollendorfplatz, später in Moabit. Er hat in Berlin immer das Gegenteil von dem gesucht, was Bad Urach verkörperte, aber letztlich ist er doch zurückgekehrt. »Wenn Sie so wollen, dann haben wir uns in Kreuzberg einen kleinen Mikrokosmos dessen, was ich aus Bad Urach kannte, in meinem Haus eingerichtet. Das meine ich nicht im Sinne von Kontrolle, sondern im Sinne von sich kümmern. Dass man weiß, man ist nicht allein auf der Welt.«

Das klingt fast zärtlich. Wenn er über das Haus redet, betont er gerne das Familiäre. Er erzählt, wie man mit den Nachbarn die neuesten Schlagzeilen aus der Türkei diskutiert, von Balkon zu Balkon, oder über Musik. Wie der Lehrer Stolz das ganze Haus beschallt mit seinem Jazz.

Wenn jemand krank im Bett liegt, sei es selbstverständlich, dass man was aus der Apotheke mitbringe, sagt Özdemir. Dann erzählt er von Hasan, der im gleichen Alter wie er ist und eine kleine Tochter hat, fast so alt wie Mia, Özdemirs Tochter. Hasan und Cem sind Freunde geworden. Man kocht zusammen. Cem kann gut Pasta kochen, Hasan macht den besten Tee. Die beiden spielen sonntags mit türkischen und arabischen Jugendlichen Fußball. Es sind Jungs aus den Nachbarhäusern, aus Familien, die oft zehn oder zwölf Kinder haben. In einem der Nebenhäuser wohnte bis vor Kurzem die Familie Sürücü mit ihren drei Söhnen. Die Tochter Hatun war 23, als sie von ihrem Bruder erschossen wurde, weil ihm ihr Lebensstil nicht passte.

Hasan Togrulca und Cem Özdemir bemühen sich, doch die Welten driften auseinander. Während in die Nummer 8 junge, weltoffene Menschen eingezogen sind, kamen in die Umgebung immer mehr arabische und palästinensische Flüchtlingsfamilien. Der türkische Mittelstand ist längst weggezogen. Die Deutschen sowieso. Im Nebenhaus hat unten ein Türke seinen Laden. »Schaf, halb oder ganze«, wirbt der Fleischer. Man sieht viele Frauen, die nicht nur Kopftuch tragen, sondern komplett verhüllt sind. Die Nummer 8 ist eine Insel.

Das Wort Yuppies fällt immer öfter. Linke Blogger nennen die Bewohner so. Sie verstehen das nicht, vor allem die mit türkischen und kurdischen Eltern. Da haben sie sich so bemüht dazuzugehören, haben Demos, Diskussionsrunden organisiert, haben sich durch das deutsche Bildungssystem hochgearbeitet und Resolutionssprache angewöhnt, und dann werden sie als Yuppies bezeichnet. Yuppies, das sind doch die anderen, die, die abgehoben sind, über die man sich lustig macht.

Am Eingang des Geschäfts in der Admiralsstraße klebt ein Plakat, das zur Demo gegen die Finanzkrise aufruft. Im Laden hängt ein Bild der jungen Rosa Luxemburg, davor stehen schicke neue Rennräder, blau, grün, rot, aus Stahl, im angesagten Retrostil. Das billigste kostet 300 Euro. »Billiger kann man ein vernünftiges Rad ohne Lohndumping nicht bauen«, sagt der Eigentümer Jörg Fischer. Die Radspannerei ist ein Laden für Leute mit Geld und schlechtem Gewissen.

In wenigen Wochen macht eine neue Filiale am Kottbusser Tor auf. In dieser Woche wurde der Mietvertrag unterzeichnet. Dort, wo die Fixerstube hin sollte, werden demnächst ökologisch unbedenkliche Luxusfahrräder verkauft, dessen

Kunden aus ganz Deutschland kommen. Bürgermeister Schulz hat inzwischen eine schriftliche Absage für seine Fixerstube von der Eigentümer GbR erhalten. Er sucht jetzt nach einem anderen Haus rund ums Kottbusser Tor. Bis das gefunden ist, dürfen die Süchtigen die alte Fixerstube in der Dresdner Straße weiter besuchen.

Für das Haus Nummer 8 ist das Problem damit vom Tisch. Und der Widerstand hat sich sogar gelohnt. Am Kottbusser Tor sieht man jetzt mehr Polizei, mehr Wachleute mit Hunden – und kaum noch Junkies.

Die Radspannerei zahlt über zehn Euro pro Quadratmeter, das liegt über dem ortsüblichen Schnitt und ist mehr, als Jörg Fischer eigentlich wollte. Die Hauseigentümergeinschaft habe sehr hart verhandelt, sagt er. Es klingt wie ein Lob. Immerhin stimme die persönliche Chemie. Die Radspannerei hat einiges gemeinsam mit dem Haus. Auch hier wird alles im Plenum entschieden. »Wir sind nicht so'n Chefbetrieb«, sagt Jörg Fischer. Er hat Meteorologie studiert, bevor er den Fahrradladen aufmachte.

Ursprünglich wollten die Männer von der Radspannerei auch eine Werkstatt im Haus Nummer 8 eröffnen. Aber die Bewohner waren dagegen. Sie fürchteten, dass es laut werden würde und wieder unruhig. Sen Akyol sagt: »Man wird empfindlicher mit den Jahren. Man will irgendwann nur noch seine Ruhe haben.«

BERLINER ZEITUNG

Nr. 80 vom 4./5. April 2009

Kölner Stadt-Anzeiger

KÖLNISCHE ZEITUNG | UNABHÄNGIG - SEIT 1802 - ÜBERPARTeilICH



Das Geheimnis der Bauernschuhe

Warum die Gelehrten in der Stadt die alte Vin-
cent van Goyen

Ausgedient

Altenheim für Knechte und Mägde in
der Schweiz Themen des Tages Seite 3

SK - Einzelpreis 1,20 €

Stadtarchiv unzureichend versichert

EINSTURZ Kosten
könnten am Bürger-
hängen bleiben

Köln. Sollte kein Schaden
den Einsatz des Stad-
fonds werden, wird die
eine Milliarde Euro
Gesamtschaden zum
genden Teil am Steuer-
ger bleiben.

Wie zu erfahren sei
Halbfluchversicherungs-
Stadt auf 30 Millionen
schätzt. In unbegrenzt
sowohl die Schäden
sicher, die an der U-
grube am Waldmarkt
sind. Zudem war die
mit 61,5 Millionen
chart, die bereits ge-
Das wird bei weite-
chen. Allein die
der Archivar von
von Millionen kon-

Bei dem Unglück
2009 war das Archi-
und über Händ-
schwer beschädigt
rissen werden in-
formationen des
Anwärtig haben
Staatsarchiva-
ten Gutachter an-
Rathe von Hies
dass die Katastroph-
durch ein Loch in
wand der U-Bahn-
Waldmarkt ver-
Das Loch ver-

der

Wir wünschen unseren
Lesern ein gutes neues Jahr.

Die nächste Ausgabe erscheint
am Samstag, 2. Januar 2010.

Abtuelle Nachrichten und
Berichte finden Sie wie gewohnt
auf unserer Internetseite
www.ksta.de

Die Kölner Stadt-Anzeiger

KÖLN

FEDERN AUF DEN BRÜCKEN

Spernung am Silvesterabend

Kahn, Zelttauernd Menschen wä-
den das Feuerwerk von den Kölner
Brücken aus bewachen. Aus Si-
cherheitsgründen werden die
meisten Innenstadt-Brücken für
Fahrzeuge gesperrt; die Stadt
setzt auf ein erweitertes Sicher-
heitskonzept. » Seite 2

NACHRICHTEN

NEUJAHRSANSPRACHE

Merkel: 2010 wird hart

Bundeskanzlerin Angela Merkel
hat 2010 als entscheidend für
die Bewältigung der Finanzkrise
bezeichnet. Sie stimmte auf wel-
tens Hörsaal ein.
» Wortlaut Seite 4

PROTESTE IM IRAN

Todesstrafe gefordert

Teheran/Hamburg. Anhänger der
iranischen Regierung haben die
Todesstrafe für die Anführer der
Opposition gefordert.
» Politik Seite 6

1/2010



Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 4. Dezember 1961 in Hochneukirch bei Mönchengladbach.

Diplom-Studium der Betriebswirtschaft an der Universität Köln. Erste journalistische Erfahrungen während des Studiums; u.a. für das Hamburger Magazin *Stern*, die Wochenzeitung *Die Zeit* und die *taz – die tageszeitung*, Berlin. Zugleich als Co-Autor für TV-Beiträge tätig.

Von 1993 bis 2001 Redakteur beim *Kölner Stadt-Anzeiger*, zunächst in der Lokalredaktion, als Reporter für die Seite 3 sowie als Berichterstatter während des Kosovo-Krieges. 2001 bis 2005 Redakteur in der Deutschland-Redaktion beim Magazin *Stern*. Seitdem wieder beim *Kölner Stadt-Anzeiger*.

Detlef Schmalenberg hat mehrere Auszeichnungen erhalten: 1998 den Hansl-Mieth-Preis, für den er auch 2005 nominiert war, 2008 den BVHK-Journalistenpreis sowie 2009 den hausinternen Lokaljournalistenpreis des *Kölner Stadt-Anzeiger*.

DETLEF SCHMALENBERG erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2010 in der Kategorie »Lokales« für den Beitrag »Das Milliarden-Puzzle«, erschienen im *Kölner Stadt-Anzeiger* am 31. Dezember 2009.

Die journalistische Dokumentation ist eine Meisterklasse im Journalismus. Sie setzt voraus, dass sich der Autor intensiv hineinversetzt in oft komplizierte Materie, dass er in die Tiefe und im besten Fall investigativ recherchiert, dass er sich penibel an den Fakten orientiert. Und er muss so schreiben, dass seine Erkenntnisse den Leser atemlos halten. Das alles gelingt Detlef Schmalenberg auf das Trefflichste. Mehr noch: Er deckt bis dahin unbekannte Tatsachen über den Einsturz des Kölner Historischen Stadtarchivs nach einem Wassereintrich in der U-Bahn-Baugrube am Waidmarkt auf. Schmalenberg verbindet gekonnt die Beschreibung des Unglücks, das bundesweites Aufsehen erregte, und die mühseligen Suche nach den Ursachen mit einer lebendigen und spannenden Sprache, zielsicher gewürzt mit Zitaten. Darum zeichnet die Jury mit hoher Anerkennung Detlef Schmalenberg für diese meisterliche und vorbildliche Arbeit mit dem Theodor-Wolff-Preis aus.

Das Milliarden-Puzzle

Von Detlef Schmalenberg

Es war der 3. März, als die Severinstraße versank. Zwei junge Männer starben beim Einsturz des Stadtarchivs und weiterer Häuser. Der Schaden wird auf eine Milliarde Euro geschätzt. Findet sich kein Schuldiger, bleibt der Großteil beim Steuerzahler hängen.

In 28 Metern Tiefe schießen Wasser, Kies und Sand in die U-Bahn-Grube am Waidmarkt. Oben bricht der Gehweg ein. Wie ein gezackter Blitz flitzt ein zehn Zentimeter breiter Riss diagonal die Fassade des Stadtarchivs hinauf. In Höhe des zweiten Stocks springt der zerstörerische Spalt auf das Nachbarhaus über. »Haut ab! Gleich kracht es«, verscheucht ein Handwerker die Schüler des gegenüberliegenden Gymnasiums. Mit einem ohrenbetäubenden Knall neigen sich die Gebäude in Richtung Straße und sacken in sich zusammen.

»Es war, als würden sie verschluckt, bis tief hinab in die Hölle«, sagt ein Bauarbeiter, der sich in letzter Sekunde retten konnte. Minutenlang verdunkelte eine gigantische Staubwolke die Gegend um die Unglücksstelle. »Hustend und wie blind bin ich einfach weiter gelaufen, bis ich wieder atmen konnte.«

Es war der 3. März 2009, als die Severinstraße im Boden versank. Zwei junge Männer starben beim Einsturz des Historischen Stadtarchivs und der angrenzenden Häuser. Der Schaden wird auf eine Milliarde Euro geschätzt. Wird kein Schuldiger gefunden, bleibt der Großteil beim Steuerzahler hängen. Denn die Versicherungen müssen nur für die eigentliche Baustelle unbegrenzt zahlen, die Entschädigung für das Archiv und die umstehenden Häuser ist auf rund 91 Millionen Euro beschränkt.

Unter Experten gilt bisher nur als sicher, dass der Einsturz mit dem U-Bahn-Bau zusammen hängt. Was genau geschah, ist noch unklar. Im Fokus der Ermittler stehen zwei Varianten: Ein sogenannter »hydraulischer Grundbruch«, bei dem das Grundwasser, das den Boden unter dem Archiv mit sich gezogen hat, durch die Baustellensohle »gebrochen« ist. Sollte sich dies bewahrheiten, wäre die Frage, wer dies zu verantworten hat, nur schwer zu beantworten. Auch der Stadt und den Kölner Verkehrs-Betrieben (KVB) könnte dann eher eine Mitschuld gegeben werden. Diese hatten vor Baubeginn ein Gutachten über den Untergrund in Auftrag gegeben, das sich im Nachhinein als fehlerhaft herausgestellt hat.

Nach Informationen des *Kölner Stadt-Anzeiger* indes gibt es zahlreiche Indizien dafür, dass eine löchrige Wand im U-Bahn-Schacht die Katastrophe verursacht ha-

ben könnte. Sollte dies stimmen, würde die Firma, die diese Außenwand im Jahr 2005 gebaut hat, im Zentrum der Schuldfrage stehen – was angesichts der gigantischen Schadenssumme schnell zu deren Ruin führen könnte.

Doch auch unabhängig von der Klärung der Einsturz-Ursache werfen interne Unterlagen ein zweifelhaftes Licht auf die Bauarbeiten am unterirdischen Gleiswechsel der Nord-Süd-Bahn: Geheimniskrämerei, immer neue Risse in den Schutzwänden, illegales Abpumpen von Grundwasser und zahlreiche Alarmzeichen, die nach Meinung eines Experten zum sofortigen Stopp der Arbeiten am Waidmarkt hätten führen müssen. Normalität auf einer technisch höchst anspruchsvollen Großbaustelle? Oder ist die Geschichte des U-Bahn-Baus am Waidmarkt auch eine Geschichte von Pfusch und Schlamperei? Eine Geschichte fahrlässig verursachter Risiken, entstanden durch eine Kopf-runter-und-durch-Mentalität?

»Alarm«, heißt es beispielsweise im Bautagebuch des 11. April 2008. Die Grube werde geflutet, das Wasser stehe bereits fünf Zentimeter »über Aushub«. Vier Tage lang geht das so, bis das Problem gelöst scheint. Eine Spezialfirma installiert zusätzliche Brunnen, die das Wasser abpumpen sollen. Doch diese Brunnen, so berichten Zeugen später, werden »ohne Rücksprache beim Prüflingenieur und ohne Freigabe« gebohrt. Immer wieder kommt es in den darauf folgenden Monaten zu Problemen mit dem Grundwasser. Am 9. September muss die Baustelle »infolge Wassereintritt« sogar komplett geräumt werden. Am Ende gibt es 23 Brunnen in der Grube – genehmigt von der Unteren Wasserbehörde der Stadt jedoch sind lediglich vier.

Die illegalen Brunnen laufen zeitweise auf Hochtouren. Am 21. Februar 2009 beispielsweise wurden laut der drei Grubenzähler, an denen vermutlich noch nicht einmal alle Pumpen angeschlossen waren, 1.341,46 Kubikmeter Wasser pro Stunde aus dem Untergrund der Baugrube gezogen. Und damit womöglich auch verhängnisvoll viele »Feinanteile« des Erdreichs. Professor Rolf Sennewald jedenfalls, als Prüflingenieur für die statischen und konstruktiven Belange am Waidmarkt zuständig, hatte schon im März 2005 darauf hingewiesen, »dass bereits eine Wassermenge von 317,5 Kubikmeter pro Stunde als bedenklich angesehen wird – und dass großräumige Grundwasserabsenkungen nicht zugelassen sind«.

Aber nicht nur mit der Flüssigkeit aus der Tiefe gibt es Probleme. Schwierigkeiten bereiten auch die ein Meter dicken Schlitzwände, die die Baugrube vor seitlichem Wassereintritt schützen sollen. Laut Berichten der Baufirmen und

dem Tagebuch für die Grube treten in den Monaten vor dem Unglück immer wieder »Fehlstellen« auf. »Schlitzwand-Undichtigkeit, erheblicher Wassereintritt«, heißt es beispielsweise am 22. Januar 2009. Insgesamt gibt es in den darauf folgenden vier Wochen 13 Einträge zu Undichtigkeiten in den Wänden.

Am 4. Februar, einen Monat vor dem Einsturz, notieren die Baufirmen, beim Aushub in 22 Metern Tiefe sei ein weiteres etwa einen halben Quadratmeter großes Loch freigelegt worden. Durch die »intensive Wassereindringung« könne sich ein Hohlraum gebildet haben. Schon im Jahr 2005 sei die Wand in diesem Bereich bemängelt worden. »Deshalb sind weitere tiefer gelegene Undichtigkeiten nicht auszuschließen«, heißt es. Die Warnung blieb ohne Folgen. Die Beschaffenheit der Wand sei nie überprüft worden und auch die dringend erforderliche Suche nach möglichen Hohlräumen habe nie stattgefunden, monierte dem Vernehmen nach ein am Bau beteiligter Sachverständiger bei seiner späteren Vernehmung durch die Polizei. Im Baustellen-Protokoll vom 17. Februar 2009 jedenfalls heißt es: »Durch zwei Schlitzwandfugen (...) dringen weiterhin größere Mengen Wasser in die Baugrube.«

Nicht nur auf der Baustelle, auch im Archiv hatte es zahlreiche Hinweise auf eine problematische Situation gegeben. Bei einer Begehung am 18. Dezember 2008 entdeckte ein Statiker im Keller verschobene Bodenfliesen, abgeplatzen Mörtel, eine gerissene Gipsplombe, einen gebeugten Sturz und eine »schadhafte Dehnungsfuge« zu einem Nachbargebäude. Im Erdgeschoss schlossen einige Stahltüren nicht mehr richtig, verklemmten sich beim Öffnen oder Schließen auf dem Fußboden. Der Experte schätzte diese Hinweise auf Bewegungen des Gebäudes als unproblematisch für dessen Standfestigkeit ein. Er empfahl aber, noch einen Sachverständigen für Bauwerkschäden hinzuzuziehen, um »eine genaue Ursache für das unterschiedliche Setzungsverhalten herauszufinden und um eventuell weitere Schäden am Gebäude zu verhindern«.

Weil dies bis zum 20. Januar 2009 nicht geschehen war, beschwerte sich die Leiterin des Archivs beim städtischen Amt für Gebäudewirtschaft. Erfolglos, wie die Archivchefin später bestätigte. »Das eigentlich notwendige Bodengutachten vom Keller aus oder vom Bürgersteig vor dem Archiv« sei von der Gebäudewirtschaft nicht mehr in Auftrag gegeben worden. Denn dort war man der Ansicht, ein zusätzlicher Gutachter sei nicht notwendig, da die Standfestigkeit des Gebäudes laut Statiker doch nicht gefährdet sei.

Selbst als am 5. Februar bei einer stichprobenartigen Kontrolle ein Vermessungstechniker feststellte, dass sich das Archiv innerhalb eines Tages um sieben Millimeter abgesenkt hatte, passierte nichts. Die Senkung wurde als noch tolerierbar angesehen. Ob diese Einschätzung auch im Nachhinein als richtig gelten kann, ist eine der spannenden Fragen, die geklärt werden müssen. Denn spätestens als die abrupten Verschiebungen festgestellt wurden, hätten »die Alarmglocken schrillen müssen«, meint ein Fachmann, der nicht genannt werden will. »Da passierte etwas Gravierendes im Untergrund und das hätte gründlich analysiert werden müssen.«

Ihm jedenfalls seien die Probleme beim U-Bahn-Bau am Waidmarkt verschwiegen worden, beklagte Prüfingenieur Sennewald nach dem Einsturz im Polizeiverhör. Illegale Pumpen, Löcher in den Schlitzwänden, massiver Wassereinbruch, Senkungen am Stadtarchiv: »Mit keinem Wort« sei er über die Schwierigkeiten informiert worden, sagte der Münchner Professor für Ingenieurwissenschaften, der die statischen Berechnungen für die Baugrube kontrollieren sollte. Ob diese Ereignisse denn Hinweise auf eine gefährliche Situation gewesen wären, wollten die Ermittler wissen. »Eindeutig ja«, antwortete Sennewald. Es wäre »ein sofortiger Baustopp veranlasst gewesen«.

Die Staatsanwaltschaft Köln, die das Ereignis akribisch und mit hohem Aufwand aufarbeitet, hat unmittelbar nach dem Einsturz Ermittlungen wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung und der Baugefährdung eingeleitet. Schon zwei Tage nach dem Unglück wurden drei Sachverständige benannt, Professoren für Statik, Geologie und Hydrogeologie. Bei Hausdurchsuchungen wurden etwa 2.500 DIN-A4-Ordner mit Bauunterlagen beschlagnahmt sowie unzählige Daten von Servern und Computern gesichert. Ein Puzzle mit Tausenden Informationen und Eventualitäten: Die Kölner Verkehrs-Betriebe, Auftraggeber für das Mega-Projekt Nord-Süd-Bahn, haben ein gerichtliches Beweissicherungsverfahren beantragt, bei dem weitere Gutachter zum Einsatz kommen. Das Heer von Sachverständigen wird durch die Experten ergänzt, die die Stadt, die Feuerwehr und die Versicherungen beauftragt haben. Errichtet wird ein Großteil der 4,2 Kilometer lange U-Bahn-Trasse durch die Innenstadt von den Unternehmen Bilfinger Berger, Züblin und Wayss & Freitag, die sich zu einer »Arbeitsgemeinschaft« (Arge) zusammengeschlossen haben. Und natürlich hat auch die Arge eigene Gutachter benannt.

Unter den Sachverständigen herrschte zumindest anfangs »eine Atmosphäre von Misstrauen und Geheimniskrämerei«, sagt ein Insider. »Die haben sich fast darum gekloppt, wer zuerst nach Beweismitteln bohren darf«, ergänzt ein anderer. Nach Informationen des *Kölner Stadt-Anzeiger* vermuten zumindest die Tiefbaugutachter der Staatsanwaltschaft die Ursache für das Unglück mittlerweile einige Meter unterhalb der Bausohle. Jedenfalls soll es zahlreiche Indizien für eine löchrige Schlitzwand in dieser Tiefe geben. Das Wasser, das den Untergrund des Stadtarchivs mit in die Baugrube schwemmte und ihm dadurch den Boden entzog, könnte durch dieses Leck geströmt sein.

Eine defekte Wand jedenfalls hatten auch einige am Bau beteiligte Fachleute bei ihren Vernehmungen durch die Kriminalpolizei als eine mögliche Unglücksursache angegeben. Einige Experten hielten es jedoch ebenso für denkbar, dass das Wasser durch den Boden gebrochen ist. Denn zu allen Problemen auf der Baustelle kam noch ein weiteres: Das Gutachten, das vor Beginn der Arbeiten über den Untergrund angefertigt wurde, hatte entscheidende Fehler. Eine etwa 40 Zentimeter starke Schicht aus Lehm und Ton sowie eine bis zu 1,5 Meter dicke Braunkohleschicht waren schlichtweg übersehen worden.

Die These, dass das zerstörerische Nass als »hydraulischer Bruch« von unten kam, ist zwar noch nicht vom Tisch, scheint der überwiegenden Zahl der Gutachter derzeit aber als wenig realistisch. Beispielsweise hätten Probebohrungen nach dem Einsturz gezeigt, dass die Kies-, Sand-, Lehm- und Kohle-Schichten unterhalb der Bausohle relativ intakt und unbeschädigt sind, berichtet ein Insider. Wäre das Wasser durch den Boden gebrochen, müssten diese Schichten jedoch zerstört oder deutlich unsortierter sein. Gegen die These vom Grundbruch sprechen dem Vernehmen nach auch die Ergebnisse einer sogenannte »Rammsondierung«. Dabei wurden, einfach ausgedrückt, Stangen in die Erde getrieben und anhand der dafür notwendigen Schläge die Dichtigkeit und Beschaffenheit des Untergrundes berechnet.

Wenn also das Wasser nicht durch den Boden gekommen sein sollte, woher kam es dann? Hinweise dazu haben geothermische Messungen gegeben. Durch ein Bohrloch außerhalb der Schlitzwand wurde Grundwasser unterhalb der verschütteten Bausohle erhitzt. Mit Hilfe von Infrarotaufnahmen wurden dann die Fließbewegungen analysiert. Dabei soll sich gezeigt haben, dass das heiße Wasser durch eine »Fehlstelle« in der Schlitzwand in die Grube geflossen ist.

Noch aber fehlt die letzte Gewissheit, dass die Lücke auch vor dem Einsturz schon bestand. Die »indirekten« Untersuchungen reichen den Gutachtern der Staatsanwaltschaft nicht aus, um ihren Expertisen eine Sicherheit zu verleihen, die problemlos auch vor Gericht bestehen könnte. Deshalb wollen die Sachverständigen die noch verschüttete Stelle sehen, die der Auslöser des Unglücks gewesen sein könnte. Dazu soll außerhalb der U-Bahn-Grube ein »Erkundungsschacht« gegraben werden.

Aber auch wenn der Zugang in einigen Monaten realisiert werden sollte und einen freien Blick auf die vermeintliche Unglücksursache freigibt, rechnen Insider mit keinem schnellen Ergebnis. Denn je nach Form und Größe des möglichen Loches würden sich zahlreiche weitere Fragen stellen: Wie, wann und warum ist das Leck entstanden? Lag es beispielsweise am verarbeiteten Stahl, am Beton oder am Einbau? Wer ist verantwortlich dafür? Hätte der Fehler zu einem späteren Zeitpunkt bemerkt werden können oder müssen? Wurden Anzeichen übersehen oder falsch gedeutet? Haben beispielsweise die Probleme mit den Brunnen und dem Grundwasser einen Einfluss auf die denkbaren »Fehlstellen« in der Schlitzwand gehabt? Die Wertung, ob etwas ursächlich für den Einsturz oder einfach nur schlechtes Baustellen-Management war, wird schwierig werden. »Da sind, je nachdem was wir vorfinden, zahlreiche Kombinations-Möglichkeiten denkbar«, sagt ein Fahnder.

Der Kölner Rechtsanwalt Andreas Kerkhof jedenfalls, der die Angehörigen eines der Opfer der Katastrophe vertritt, spricht von »einem Skandal«. Die bisherige Aktenlage lasse auf »zahlreiche Fehler und Schlampigkeiten schließen«. Die Vertreter der Arge-Unternehmen jedoch wollten sich zu »derartigen Spekulationen« nicht äußern. Die Ursachen des Einsturzes seien noch völlig unklar, sagte ein Sprecher und betonte: »Keinesfalls gibt es Erkenntnisse, die darauf hinweisen, dass die Schlitzwand defekt war.«

Auf die Annahme, die Wand könne löchrig gewesen sein, sollen einige Arge-Leute schon kurz nach dem Einsturz allergisch reagiert haben. Bei einer gemeinsamen Besprechung hatte der Chef der Brunnenbauer in der Waidmarkt-Grube berichtet, seine Mitarbeiter hätten deutlich gesehen, wie das Wasser aus der Wand gekommen sei. Er möge Ruhe bewahren und vor allem »Stillschweigen«, sei er daraufhin wiederholt bestürmt worden, gab er später bei der Polizei an. Es sei doch klar, dass der Einbruch durch den Boden gekommen sei, habe

ein Arge-Anwalt gesagt. Ein hydraulischer Grundbruch eben, ein unvermeidbares Risiko, für das niemand etwas könne.

Doch der Brunnenbauer ließ sich nicht beeindrucken. Er beharrte auf seiner Sichtweise. Die Beobachtungen seiner Mitarbeiter werde er an die Staatsanwaltschaft weiterleiten, habe er seinen Kritikern entgegnet: »Da wurden erst mal alle kreidebleich. Ich denke, die wussten genau, was los war.«

KÖLNER STADT-ANZEIGER

Nr. 304 vom 31. Dezember 2009

STUTTGARTER ZEITUNG



Nr. 125 - 23. W. / 65. Jahrgang - € 4027

€ 1,30

Streit um St...

Arcandor-Konzern hoff...

BERLIN. Nach dem massiven Har...

Poststelle der...

entdeckt

Schwarz-Blau und der Fall Opel

Die Wahlen fest im Blick

Von Roland Pöcher

Manchmal geht es bei Opel um ältere aus...

HEUTE

Wohin mit den K...

Ein Bericht über die...

Panama läuft von...

Die Schweizer sind...

Copeland im SZG-Interv...

Stewart Copeland des...

Gomez schießt vier Tore

Der deutsche Fußball...

Am Gartener...

George Armstrong...

Neue...

Die...



SPD

SPD

Wie lange es zu agieren...

Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 9. September 1965 in Stuttgart.

Studium der Germanistik und Sportwissenschaft an der Universität Tübingen, Abschluss: Staatsexamen.

Während des Studiums erste journalistische Erfahrungen als freier Mitarbeiter für die Sportseiten der *Stuttgarter Zeitung* und des *Schwäbischen Tagblatt*, Tübingen. Volontariat bei der *Sindelfinger Zeitung*, anschließend Redakteur beim Printmagazin *Wilder Süden* des damaligen Radiosenders SDR 3, beim Egmont Ehapa Verlag und bei der *Südwest Presse*, Ulm.

Im Oktober 2000 Wechsel zur *Stuttgarter Zeitung* als Redakteur im Regionalressort, seit Januar 2004 als Blattmacher und Autor der täglichen Reportage-seite tätig.

FRANK BUCHMEIER erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2010 in der Kategorie »Lokales« für den Beitrag »Eines Morgens an der Sonnenuhrhütte«, erschienen in der *Stuttgarter Zeitung* am 3. Juni 2009.

Der Schrat ist eine merkwürdige Gestalt. Hager, unrasiert, dreckiges Hemd, löchrige Hosen. Der Schrat wohnt im Wald, an der Sonnenuhrhütte, weil er sonst keine Bleibe hat. Und dort trifft er eine Fee. Es ist eine zufällige Begegnung, die das Leben der beiden verändern wird. Einfühlsam, aber ohne sozialen Kitsch erzählt Frank Buchmeier die Geschichte von Heinz Kobald und Edeltraud Wetzel. Die Geschichte eines Obdachlosen, dem das Schicksal eine tatkräftige Helferin vorbeischickt. Frank Buchmeier begleitet Edeltraud Wetzel und ihr Mündel auf dem langen, mühsamen Weg zu einer neuen Existenz. In einer für Regionalzeitungen ungewöhnlichen, poetischen Sprache beschreibt der Autor beispielhaftes bürgerschaftliches Engagement, ohne dessen Mühe und Frustration zu verschweigen. Für seine ausdauernde Beobachtung, seine genaue Schilderung und erzählerische Kraft erhält Frank Buchmeier den Theodor-Wolff-Preis.

Eines Morgens an der Sonnenuhrhütte

Von Frank Buchmeier

In Volkssagen halten sich Schrate in Wäldern auf, sie werden als scheue Einzelgänger beschrieben. Feen sind zauberhafte Wesen, die sich um das Schicksal anderer kümmern. Dies ist eine Großstadtsage, sie beruht auf mündlichen und schriftlichen Überlieferungen.

Der Nebel des Frühherbstes wabert durch den Augenwald, als Edeltraud Wetzel am 7. Oktober 1996 ihren japanischen Kleinwagen am Parkplatz Oberer Kirchhaldenweg abstellt. Wie jeden Morgen gegen halb acht joggt die 54-Jährige in Richtung Saufang. Auf halber Strecke kommt sie an der Sonnenuhrhütte vorbei, die trotz ihres märchenhaften Namens lediglich eine wetterfeste Grillstelle ist. Dort sitzt der Schrat. Eine hagere Gestalt, unrasiertes Gesicht, dreckiges Hemd, löchrige Hose. In einer aufgeschnittenen Coladose hat er sich Kaffee gekocht. Edeltraud Wetzel bleibt stehen. »Ist das Ihr Frühstück«, fragt sie. Der Schrat nickt, und die Fee spricht: »Morgen bringe ich Ihnen etwas Anständiges vorbei.«

Tags drauf am selben Ort zur selben Zeit. Edeltraud Wetzel stellt eine Thermoskanne auf den feuchten Holztisch und frische Brötchen von der Bäckerei Klinsmann. Auch die *Stuttgarter Zeitung* vom Vortag hat sie eingepackt. Der Schrat sagt danke, mehr nicht. Die Fee spricht übers Wetter.

So geht es Morgen für Morgen und Woche für Woche. Irgendwann, es ist bereits Winter, stellt der Schrat sich vor: Heinz Kobald, Jahrgang 1940, obdachlos. Er zeigt sein Schlafzimmer, irgendwo im Dickicht hat er eine Plastikplane gespannt. »Hier kann kein Mensch leben«, sagt die Fee. An jenem Abend findet sie die erste Botschaft im Briefkasten.

Botnang, 15. Januar 1997

Sehr geehrte Frau Wetzel,

Sie machen sich ernsthaft Sorgen um mich, das sollten Sie nicht. Gegen die Kälte kann ich mich schützen, da wird fest in den Schlafsack gefurzt, das gibt Wärme.

Herzliche Grüße

Ihr Heinz Kobald

Fortan teilt ihr der Schrat regelmäßig mit, was ihn bewegt. Morgens redet er, und mittags schreibt er. Aus hunderten Frühstücksgesprächen und tausenden

Briefseiten setzt Edeltraud Wetzel im Laufe der Zeit seine traurige Lebensgeschichte zusammen.

Ende der 70er Jahre wirft sich Kobalds Tochter in Backnang vor die S-Bahn. Kurz darauf stirbt auch seine Mutter, sein Vater erleidet einen Herzinfarkt, seine Frau lässt sich scheiden und nimmt den Sohn mit. Kobald verunglückt mit dem Auto auf schneegeglatter Straße, erleidet schwere Hirnverletzungen. Er verliert ein Auge und später auch seinen Job, weil er im Wareneingang falsche Zahlen in den Computer tippt. Kobald beantragt Frührente, doch es dauert Monate, bis alle Formulare bearbeitet sind. Er hat Mietrückstände, fliegt aus seiner Wohnung, zieht unter eine Neckarbrücke und wird von jüngeren Obdachlosen vertrieben. So landet der Schrat draußen vor der Stadt.

Botnang, 14. Januar 1999

Liebe Frau Wetzel,

stellen Sie sich vor, Sie liegen im Bett, werden wach und über Ihnen liegt eine dicke Schneedecke, Sie heben den Kopf und schon rutscht Ihnen eine Handvoll Schnee den Rücken hinunter, brrr.

Besuche morgen um 9 Uhr, wie Sie es mir geraten haben, die Fachstelle zur Verhinderung von Obdachlosigkeit beim Tagblattturm. Wäre es also möglich, dass Sie ein paar Sekunden früher an die Sonnenuhrhütte kommen, damit ich meinen Termin einhalten kann?

Liebe Grüße

Heinz Kobald

Edeltraud Wetzel ist eine viel beschäftigte Frau. Sie hat zwei Töchter, zwei Enkelkinder, eine pflegebedürftige Mutter, einen Hund und arbeitet als freiberufliche Lektorin. »Warum kümmerst du dich um den Penner«, fragt ein wohlhabender Nachbar, »bei dem holst du dir nur Krankheiten.« Edeltraud Wetzel überhört das gnadenlose Geschwätz und versorgt den Schrat mit Nahrung, Decken, Geschirr und der abgelegten Kleidung ihres Ehemannes. Eines Morgens ist alles weg. Gestohlen. Der Schrat kauert schwermütig vor der Sonnenuhrhütte. Die Fee sagt: »Wir müssen Ihnen jetzt endlich einen festen Wohnsitz suchen.«

Es dauert fünf Monate, bis der Schrat in einem ausrangierten Bauwagen in Luginsland unterkommt, am Rand des Sportplatzes. Ein Bettgestell, ein Hänge-

tisch, ein Spind, Toilette im Nebengebäude. Kobald tauft seine halbrunde Blechdachbehauung »Trommel«. Die Trommel ist ein heruntergekommenes Loch. Im Teppichboden hängen festgetretene Essensreste vom Vormieter, es stinkt bestialisch. In der Sonnenuhrhütte war es gemütlicher. Die Fee hilft beim Schrubben und organisiert eine Matratze. Darauf streckt sich der Schrat aus und träumt von Reisen.

Luginsland, 19. Oktober 1999

Liebe Frau Wetzel,

bitte vormerken: Vom 23.07. bis 25.07.2000 bin ich nicht zuhause, egal wo das sein mag. In dieser Zeit bin ich in Österreich, Formel-1-Grand-Prix in Zeltweg. Muss dem Michael Schumacher den Weg zeigen und die Reifen kontrollieren, nicht dass wieder einer fehlt.

Mit sportlichen Grüßen

Heinz Kobald

Ein paar Wochen später will der Schrat lieber nach Mallorca, weil es dort im Winter warm ist. Auch daraus wird nichts. Das einzige Fortbewegungsmittel, das Kobald besteigt, sind seine Schuhe. Stundenlang wandert er durch die Stadt, durch die Weinberge und durch den Wald. Manchmal schaut er an seiner geliebten Sonnenuhrhütte vorbei und eines Tages, es geht wieder auf den Winter zu, besichtigt er das Männerwohnheim am Feuersee. Den Schrat lockt die Aussicht auf eine Zentralheizung und trockene Füße.

Luginsland, 17. November 1999

Sehr geehrte Frau Wetzel!

Heute wieder mal einige Nachrichten aus meiner Trommel. Nach einer Stunde Heizen gibt es hier drin keinen Sauerstoff mehr. Dann ging ich auf mein WC, zuvor war vor meiner Trommel ein Fußballspiel, und die mussten wohl alle mal. Ich hätte Gummistiefel zum Pinkeln gebraucht.

Liebe Frau Wetzel, nun setzen Sie sich bitte hin. Ich werde am 1.12.99 umziehen, ich habe diese Trommel satt.

Mit ganz herzlichen Grüßen

Heinz Kobald

Die Fee ist von der neuen Bude nicht begeistert. Zwölf Quadratmeter für 490 Mark und eine Dusche, die sich der abstinente Schrat mit fünf trinkfreudigen Mitbewohnern teilen muss. Edeltraud Wetzel schreitet aufs Sozialamt: »Herr Kobald benötigt dringend eine Unterkunft, wo er seine Ruhe hat!« Die Sachbearbeiterin ist skeptisch. Es sei fraglich, ob sich der Schrat überhaupt wieder in die menschliche Gesellschaft eingliedern könne, zumal er ja hirngeschädigt sei. Feen sind gemeinhin sanfte Wesen, doch wenn sie gereizt werden, machen sie den Mund auf.

Edeltraud Wetzels rhetorischer Zauber wirkt. Im Dezember 2000 bezieht Heinz Kobald eine Zweizimmersozialwohnung in der Reinsburgstraße. Die Fee besorgt in ihrem Bekanntenkreis eine Schrankwand, ein Bett und eine Ledercouch. Alles scheint in bester Ordnung. Zumal sich der Schrat mit einer 80-jährigen Nachbarin anfreundet, die ihn in die Gottesdienste der evangelisch-methodistischen Kirche mitnimmt. Die Fee hat das Gefühl, dass ihre Mission erfüllt ist. Der Schrat benötigt keinen guten Geist mehr, der täglich über ihn wacht. Eine Täuschung.

Stuttgart, 3. März 2003

Ich weiß nicht mehr ein noch aus. Ich gehe wieder dorthin, wo ich hingehöre: in den Wald. Es tut mir alles furchtbar leid.

Heinz Kobald

Der Zettel liegt auf seinem Esstisch. Edeltraud Wetzel sucht in der Wohnung nach dem Fluchtmotiv. Sie findet stapelweise Zeitschriften, vom *Goldenen Blatt* bis zur *Financial Times*. Die Hausverwaltung teilt mit, dass Kobald monatelang keine Miete bezahlt habe. Die Fee begleicht die Rückstände und hofft, dass der Schrat bald wieder auftaucht. Nach zehn Tagen steht er tatsächlich vor der Tür. »Heinz, was hast du für einen Mist gebaut«, fragt sie, er antwortet: »Schade, dass ich mir nicht selbst in den Arsch beißen kann.« Von da an sind sie per Du, und die Fee behütet den Schrat stärker denn je.

Am 3. April 2003 lässt sich Edeltraud Wetzel eine Urkunde ausstellen, die die Überschrift »Generalvollmacht« trägt. Sie wühlt sich durch Stapel von Rechnungen und erfasst das Unfassbare am Computer: Allein 29 Zeitschriftenabonnements hat Heinz Kobald abgeschlossen. Zudem hat der Schrat Bücher, Münzen, drei elektrische Dosenöffner und fünf Mokkaservice gekauft. Unterm Strich stehen rund 20.000 Euro Schulden. Von Kobalds Rente lassen sich die-

se Verbindlichkeiten kaum begleichen. Es sei denn, die Fee setzt ihre magischen Kräfte ein.

Stuttgart, 9. Oktober 2003

*Liebe Edeltraud,
es ist wieder einmal an der Zeit, Dir danke zu sagen. Deine Arbeit ist eigentlich nicht zu bezahlen, auch wenn es für mich sehr hart war und ich dich oft in die Hölle hätte wünschen mögen. Auch wenn ich manchmal den Spruch vom Götzen gesagt habe, mußte ich später feststellen: Edeltraud Wetzel hat wieder mal Recht gehabt. Im Januar noch ein Berg von unerledigten Schriften. Und was ist noch übrig geblieben? Ein Hügelchen, über das man sehen kann. Heilixblechle . . .
Mit lieben Grüßen
Heinz*

Zur Not lügt die Fee. »Herr Kobald ist untergetaucht und unauffindbar«, schreibt Edeltraud Wetzel an die Verlage, um 29 Abonnements elegant loszuwerden und überweist die ausstehenden Beträge aus eigener Tasche. Die Münzen schickt sie an den Absender zurück, die Bücher von Reader's Digest ebenfalls. Mit den Banken vereinbart sie, dass Kobald seine Darlehen in kleinen Raten abstottern kann. Von 1.200 Euro Rente bleiben ihm 850. Das Geld wird direkt auf Edeltraud Wetzels Konto überwiesen, und Kobalds Post landet in ihrem Botnanger Briefkasten. Wöchentlich kriegt der Schrat ein Taschengeld ausbezahlt, selten kommt er damit aus.

Stuttgart, 19. Juni 2004

*Liebe Edeltraud!!!
Entweder bin ich so dumm oder ich lerne es nie. Ich war in keinem Café, auch in keinem Restaurant, auch kein Kino oder Theaterbesuch, auch in keiner Bar. Trotzdem haben die 120 Euro, die du mir gegeben hast, leider nicht ausgereicht. Liebe Edeltraud, lange Rede, kurzer Sinn: Glaubst du, es wäre möglich, mir das Geld, das ich diesen Monat noch zu bekommen habe, auf einmal zu geben? Bitte nicht brummen.
Mit hoffnungsvollen Grüßen
Dein Mündel Heinz*

Weitere fünf Jahre vergehen. Der Schrat ist ruhiger geworden und sein Bauch runder. Nur selten zieht es ihn hinaus in den Wald. Dann setzt er sich vor die Sonnenuhrhütte und denkt an jene Zeit, als ihn seine gute Fee mit frischem Kaffee, Brötchen und der Zeitung versorgte. Heinz Kobald lebt noch immer in seiner kleinen Wohnung in der Reinsburgstraße. Die methodistische Kirchengemeinde hat ihn zu ihrem Wanderführer auserkoren, im Seniorenzentrum Martha Maria ist er als ehrenamtlicher Gärtner tätig, und jeden Freitag schiebt er betagte Rollstuhlfahrer zum Gottesdienst.

So verwandelte sich der unstete Schrat in einen braven Mann.

STUTTGARTER ZEITUNG
Nr. 125 vom 3. Juni 2009

Der große Ärger: Christian Thielemann im Gespräch mit Joachim Kaiser / Seite 2

Süddeutsche Zeitung

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

STADTANZEIGER

HMU

München, 12. Oktober 2009

65. Jahrgang 42. Woche Nr. 234 / 1.90 Euro

Das Streiflicht

Wie ist das Leben? Das ist eine Frage, die man früher gerne aus dem Weg gehen konnte. Doch nun, da die Welt sich rasant verändert, ist es fast Pflicht, sich mit ihr auseinanderzusetzen. In einem Brief, den ich kürzlich an einen Bekannten geschrieben habe, habe ich versucht, meine Gedanken dazu niederzuschreiben. Die erste Hälfte des Briefes ist eine Art Streiflicht über die Welt, die wir heute erleben. Die zweite Hälfte ist eine Art Streiflicht über das Leben, das wir heute führen. Ich hoffe, dass Sie sich an meine Gedanken erinnern werden. Ich bin, wie immer, Ihr ergebener Diener, Christian Thielemann.

Heute in der SZ

- Sind Lehrer noch das Prof?** Ein einst. Anweisung erweist Omas, auch an die verweilenden Jörg Maier. — 1
- Zeit im Süden Lager** Deutsche Anwesenheit in Libanon. — 1
- Die erste Extrapre** Bayern hat gegenüber Altona Markt die Höhe Anwesenheit. — 1
- Nein auf einen** Ein Mann aus Süddeutschland hat den Weg einer Extrapre. — 1
- Information einer Hochschule** Die Geschichte der Süddeutschen Hochschule. — 1
- Abendessen, Bruch und Kette** Die Geschichte der Süddeutschen Hochschule. — 1



Sträße ins Nirgendwo

Über die 400 Straßennamen in der Stadt, die nicht mehr existieren, aber noch in den Adressbüchern stehen, hat sich ein Team von Historikern und Kartographen zusammengeschlossen. Sie wollen die Namen wieder in die Karten bringen und die Straßennamen in die Adressbücher eintragen.

OP

Die Operationen sind in der Regel sehr erfolgreich. Die Ärzte sind sehr erfahren und die Patienten sind sehr zufrieden. Die Kosten sind sehr niedrig.

Taliban attackieren

Die Taliban in Pakistan haben ein neues Hauptquartier in der Provinz Swat gegründet. Die Regierung hat die Provinz Swat von den Taliban besetzt.

Armenien und Türkei

Die Beziehungen zwischen Armenien und der Türkei sind in den letzten Jahren wieder besser geworden. Die beiden Länder haben sich auf eine Normalisierung der Beziehungen geeinigt.

Deutschland für

Die deutsche Fußballnationalmannschaft hat sich für die Weltmeisterschaft 2010 qualifiziert. Die Mannschaft hat sich im Finale gegen die Türkei durchgesetzt.

HEUTE MIT



Mobiler Lebens
Von 10 Jahren online für immer. Wie der BMW-Motor aus einem Fahrzeug. Eine besondere Begabung. Seite 10.

Schule und Hochschule
Die Arbeit der Lehrer. Wie die Technologie. Die Arbeit der Lehrer. Wie die Technologie. Die Arbeit der Lehrer. Wie die Technologie. Seite 10.

Nein, keine Beiträge
Der New York Times
Kollagen: Bräunliche Haare des Politikers. Bräunliche Haare des Politikers. Bräunliche Haare des Politikers. Seite 10.

Sarrazin vor Entmachtung
Bundesrat Vorstand stellt Arbeitsbereiche auf. Seite 10.

Taliban attackieren
Armee-Hauptquartier. Seite 10.

Armenien und Türkei
besiegen Annäherung. Seite 10.

Deutschland für
Fußball-WM qualifiziert. Seite 10.

Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren am 18. Dezember 1928 in Milken/Ostprenußen.

Studium der Musikwissenschaft, Germanistik, Philosophie und Soziologie in Göttingen, Frankfurt am Main und Tübingen. Akademische Lehrer: u. a. Theodor W. Adorno, Nicolai Hartmann. 1958 Promotion in Tübingen zum Thema: »Grillparzers dramatischer Stil«.

Mit einer einzigen Besprechung von Theodor W. Adornos »Philosophie der Neuen Musik«, die unter dem Titel »Musik und Katastrophe« in den *Frankfurter Heften* erschien, schaffte er 1951 den Durchbruch als Theater-, Literatur- und Musikkritiker.

Er war damals u.a. Mitarbeiter der *Frankfurter Hefte* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. 1953 wurde er Mitglied der Gruppe 47. Von 1954 bis 1958 Redakteur beim Hessischen Rundfunk. Seit 1959 Kritiker und Leitender Feuilleton-Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, München. Von 1977 bis 1996 ordentlicher Professor an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart. Seit 1970 Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Seit 1977 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

Joachim Kaiser hat mehrere Auszeichnungen erhalten: Theodor-Wolff-Preis (1966), Johann-Heinrich-Merck-Preis (1970), Salzburger Kritikerpreis (1973) und Ludwig-Börne-Preis (1993).

Zahlreiche Buchveröffentlichungen, u. a. *Große Pianisten in unserer Zeit* (1965, 1972), *Beethovens 32 Klaviersonaten – und ihre Interpreten* (1975), *Mein Name ist Sarastro. Die Gestalten in Mozarts Meisteroper* (1984), *Den Musen auf der Spur. – Reiseberichte aus drei Jahrzehnten* (1986), *Erlebte Literatur. Deutsche Schriftsteller in unserer Zeit* (1988), *Leben mit Wagner* (1990), *Erlebte Musik. Eine persönliche Musikgeschichte vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (1994).

Der Mann, der alle erreicht

Von Thomas Löffelholz

Es ist wahr: Er hat Besseres verdient, als dass sein Lebenswerk von jemandem gewürdigt wird, der über nichts als Politik, Politiker und Ökonomie geschrieben hat. – Obwohl ... Joachim Kaiser wurde von einer Jury ausgezeichnet, in der kein Musikkritiker sitzt und noch nicht einmal ein Feuilletonist. Kaiser hat einfach alle fasziniert, weit über die Musik- und Theaterwelt hinaus. Kann man über einen Journalisten Besseres sagen? – Experten lobten ihn an seinem 80. Geburtstag als den »zweifellos größten Musikkritiker des Landes«. Als Theaterkritiker ragt er heraus. Wer seine Kritiken und Essays liest, ist von dem ungeheuren Wissen fasziniert, das da ausgebreitet wird. Kein Wunder, dass sein Urteil auch von jenen ernst genommen wird, über die er schreibt, von Musikern, Dirigenten, Sängern. Goethes Wut – »Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein Rezensent« – hätte Kaiser nie getroffen.

Noch wichtiger aber: Er schreibt nicht nur für Musiker und Theaterleute, noch nicht einmal nur für seinesgleichen, die Feuilletonisten, für die viele Feuilletonisten am liebsten schreiben. Sein Publikum sind auch nicht allein die Kulturbegeisterten. Er will jenen erreichen, der nicht ahnt, welche Probleme der langsame Satz der fis-Moll-Klaviersonate von Schumann stellt. »Wer sich über Kunst äußert, sollte es so tun, dass es jeder verstehen kann, der sich beim Lesen etwas engagierte Mühe geben mag.« Das ist Kaisers Maß. Es ist das Maß aller guten journalistischen Arbeit. Der Leser, auch der Laie, muss es verstehen.

Kaiser schreibt klar und er erklärt dem Unkundigen leidenschaftlich gern Details der Musik oder des Theaters, die der Leser nie entdeckt hätte. Dabei ruft er sich nicht zum Kulturpapst aus. In jeder Kritik steckt ein subjektives Urteil: »Man muss seine Argumente plausibel darlegen, aber Beweise finden in der künstlerischen Sphäre nicht statt.« Und er fordert Verantwortung beim Journalisten: »Ohne ein gewisses Ethos geht es nicht«. Er gebe sich auch bei »kleinsten Meldungen oder Kommentaren immer die größte Mühe«.

Die Medienwelt ist in den letzten Jahrzehnten lauter geworden. Sie lebt von Skandalen, vom Unerhörten, und produziert es oft selbst. Auch die Sprache wird

lauter, jubelnder, verdammender. Umso faszinierender, dass Joachim Kaiser eher leise schreibt, behutsam. Vernichtende Kritik findet man bei ihm kaum. Er will, auch wenn ihm etwas nicht gefällt, darüber »so urteilen, dass man nachher mit dem Autor reden kann. Ein Kritiker mit Schaum vor dem Mund wirkt doch komisch.«

Wobei Joachim Kaiser den Leser trotzdem wissen lässt, ob ein Buch, eine Aufführung, ein Theaterstück gut ist oder schlecht ... und vielleicht auch gar nichts. Seine Urteile sind für die Theatermacher nicht immer bequem. Er ist einer der wenigen Feuilletonisten, die dem Regietheater kritisch gegenüberstehen, und er begründet dies sehr genau. König Lear als modernen Industriellen darzustellen, der »keine Verse spricht, sondern im bayerischen Tonfall nuschelt«, ist nur lächerlich. Er wird dem Genie Shakespeares, der Faszination seiner Sprache, nicht gerecht.

Und jenseits der Musik- und Theaterkritik? »Im Falle eines Falles, schreibt Kaiser über alles«, soll man in der *Süddeutschen Zeitung* gesagt haben. Das ist übertrieben. Denn »ich war nie sehr politisch. Ich spürte, dass meine ästhetische Lebensform die mir gemäße ist.« Doch auch dies stimmt nicht ganz. Schon als 24-Jähriger stieß er zur Gruppe 47. Im Kreis dieser Kriegsteilnehmer dominierte die Literatur, aber unpolitisch war man nicht. Kaiser selbst hatte als 16-Jähriger die totale Niederlage erlebt. Das Ausmaß der Katastrophe hat er später »ein großes Glück« genannt. 1945 konnte man nichts mehr schönreden. Man musste neu anfangen, und genau dies schuf – zum Beispiel in der Gruppe 47 – eine geistige Aufbruchstimmung, die die Nachgeborenen oft übersahen. Kaiser nennt sich deshalb einen Alt-45er, bewusst als Gegenpol zu den (Alt-)68ern.

1966 bekam er schon einmal den Theodor-Wolff-Preis: Für ein »Plädoyer gegen das Theater-Auschwitz«. Auf fünfzehn deutschen Bühnen wurde damals an einem Tag Peter Weiß' »Ermittlung« uraufgeführt, die den großen Prozess gegen KZ-Wächter aus den 60er Jahren dokumentiert. Ein Spektakel! Kaiser wartete: »Wird da nicht der unselige, aber typisch deutsche Versuch gemacht, auf dem Theater Ersatzentscheidungen herbeizuführen, während man sich um reale Sinnesänderungen herumdrückt?« Auschwitz war kein Theater.

Was er sagt, zwingt den Leser nachzudenken. Kann man sich als Journalist mehr wünschen? Er hat mit seinen Texten alle erreicht und fasziniert – immer wieder.

Nah dran – die Nominierten

Theodor-Wolff-Preis

Die Nominierten

Ganz nah am Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis waren 16 Journalisten, die es 2010 bis in die Endauswahl geschafft haben. Die Beiträge sind auf der Homepage www.theodor-wolff-preis.de nachlesbar.

Oliver Fischer: »Die S-Frage«

Märkische Allgemeine, Potsdam, 20./21. Juni 2009

Joachim Frank: »Osloer Mythologie«

Frankfurter Rundschau, 10./11. Oktober 2009

Karin Götz: »Mitten aus dem Leben: Ein Vater kämpft um seine Kinder«

Marbacher Zeitung, 9. Mai 2009

Uwe Hildebrandt: »Alles ist sonnenschön!«

Braunschweiger Zeitung, 16. April 2009

Martina Keller: »Der Kassierer«

Die Zeit, Hamburg, 17. September 2009

Stefan Klein: »Volle Kraft durchs Nadelöhr«

Süddeutsche Zeitung, München, 14. Dezember 2009

Daniel Müller und Britta Stuff: »Berliner Setzkasten«

Berliner Morgenpost, 15. November 2009

Anja Reich: »Der Sohn des Stasioffiziers«

Berliner Zeitung, 18. Juli 2009

Nicolas Richter: »Am Boden«

Süddeutsche Zeitung, München, 3. Dezember 2009

Jörg Schindler: »Der Mann mit den drei Leben«

Frankfurter Rundschau, 10. August 2009

Wulf Schmiese: »Nie wieder Katz und Maus«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. Februar 2009

Stefan Sessler: »Ein Baum – ein Dorf«
Münchener Merkur, 30. April/1. Mai 2009

Tina Stommel: »Wer schreit, verliert«
General-Anzeiger, Bonn, 29. Dezember 2009

Andreas Theysen: »Kolumne: Keine Angst, ich rette euch«
Financial Times Deutschland, Hamburg, 2. März 2009

Sebastian Wieschowski: »Wenn die Neugier Amok läuft«
Flensburger Tageblatt, 9. April 2009

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

**Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis
2010 wurden 413 Texte aus folgenden Zeitungen eingereicht:**

Allgäuer Anzeigblatt, Immenstadt

Allgäuer Zeitung, Kempten

Allgemeine Zeitung, Mainz

Augsburger Allgemeine

Badische Zeitung, Freiburg

Berliner Morgenpost

Berliner Zeitung

Bild am Sonntag, Berlin

BILD-Zeitung, Berlin

Borkener Zeitung

Bote vom Haßgau, Hofheim

Braunschweiger Zeitung

Darmstädter Echo

Das Parlament, Berlin

Der Freitag, Berlin

Der Havelländer, Falkensee

Der Tagesspiegel, Berlin

Der Teckbote, Kirchheim/Teck

Der Westallgäuer, Weiler

Die Welt, Berlin

Die Zeit, Hamburg

Elmshorner Nachrichten

Emdener Zeitung

EBlinger Zeitung

*Financial Times Deutschland,
Hamburg*

Flensburger Tageblatt

Frankenpost, Hof

*Frankfurter Allgemeine Sonntags-
zeitung*

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Frankfurter Neue Presse

Frankfurter Rundschau

General-Anzeiger, Bonn

Gießener Allgemeine

*Gmünder Tagespost, Schwäbisch
Gmünd*

Göttinger Tageblatt

Hamburger Abendblatt

Handelsblatt, Düsseldorf

Hannoversche Allgemeine Zeitung

Hellweger Anzeiger, Unna

Jüdische Allgemeine, Berlin

Junge Welt, Berlin

Kölner Express

Kölner Stadt-Anzeiger

Kreiszeitung Syke

Kurier am Sonntag, Berlin

Lausitzer Rundschau, Cottbus

<i>Lauterbacher Anzeiger</i>	<i>Rhein-Sieg Rundschau, Siegburg</i>
<i>Leipziger Volkszeitung</i>	<i>Rhein-Zeitung, Koblenz</i>
<i>Main Post, Würzburg</i>	<i>Ruhr Nachrichten, Dortmund</i>
<i>Mannheimer Morgen</i>	<i>Saarbrücker Zeitung</i>
<i>Marbacher Zeitung</i>	<i>Sächsische Zeitung, Dresden</i>
<i>Märkische Allgemeine, Potsdam</i>	<i>Schwäbisches Tagblatt, Tübingen</i>
<i>Märkische Oderzeitung, Frankfurt/ Oder</i>	<i>Schweinfurter Tageblatt</i>
<i>Mitteldeutsche Zeitung, Halle</i>	<i>Segeberger Zeitung</i>
<i>Münchener Merkur</i>	<i>Solinger Tageblatt</i>
<i>Nahe-Zeitung, Idar-Oberstein</i>	<i>Straubinger Tagblatt/Landshuter Zeitung</i>
<i>Neue Osnabrücker Zeitung</i>	<i>Stuttgarter Nachrichten</i>
<i>Neue Presse, Hannover</i>	<i>Stuttgarter Zeitung</i>
<i>Nordkurier, Neubrandenburg</i>	<i>Süddeutsche Zeitung, München</i>
<i>Nordwest-Zeitung, Oldenburg</i>	<i>Süderländer Tagblatt, Plettenberg</i>
<i>Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung, Essen</i>	<i>Südkurier, Konstanz</i>
<i>Nürnberger Nachrichten</i>	<i>Südwest Presse, Ulm</i>
<i>Oberhessische Zeitung, Marburg</i>	<i>taz – die tageszeitung, Berlin</i>
<i>Odenwälder Zeitung, Weinheim</i>	<i>Thüringer Allgemeine, Erfurt</i>
<i>Ostfriesen-Zeitung, Leer</i>	<i>Volksstimme, Magdeburg</i>
<i>Passauer Neue Presse</i>	<i>Welt am Sonntag, Berlin</i>
<i>Reutlinger General-Anzeiger</i>	<i>Weser-Kurier, Bremen</i>
<i>Rheinische Post, Düsseldorf</i>	<i>Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen</i>
<i>Rheinischer Merkur, Bonn</i>	<i>Westfälische Rundschau, Dortmund</i>
<i>Rhein-Main Presse, Mainz</i>	<i>Wetterauer Zeitung</i>
<i>Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg</i>	<i>Wilhelmshavener Zeitung</i>

Preisträger 1962 bis 2010

Preisträger 1962 bis 2010

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
und *Augsburger Allgemeine*
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*
Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg

Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*

Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*

Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*

Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde

Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn

Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Albert Müller, *Die Welt*, Bonn

Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf

Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf

Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn

Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München

Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg

Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boeer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*

Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München

Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*

Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen

Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg

Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg

Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München

Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*

Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München

Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg

Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*

Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*

Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*

Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*

Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*

Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München

Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*

Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg

Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*

Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm

Knut Teske, *Die Welt*, Bonn

Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*

Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim

Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen

Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen

Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn

Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*

Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*

Ferdos Ferudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg

Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
Ida Sandl, *EBlinger Zeitung*
Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*

Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München

Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen

Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld

Andreas König, *Havelberger Volksstimme*

Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden

Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München

Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*

Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen

Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*
Thilo Knott, *EBlinger Zeitung*
Michael Thiem, *EBlinger Zeitung*
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubc, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*

Maxim Leo, *Berliner Zeitung*

Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg

Jens Voitel, *Emder Zeitung*

Christine Kröger, *Weser-Kurier*

Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin

Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin

Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München

Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*

Christoph Wöhrlé, *Berliner Morgenpost*

Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg

Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München

Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*

Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*

Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Dr. Thomas Löffelholz,
Publizist, Berlin

Heinrich Meyer,
Herausgeber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik und Theater, Hannover

Prof. Dr. Bernd Söseemann,
Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut
der Freien Universität Berlin

Jost Springenguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,
Axel-Springer-Stiftung, Berlin

Rolf Terheyden,
Verleger, *Bocholter Borkener Volksblatt*, Bocholt

Die Jury

Dr. Wilm Herlyn (Vorsitzender),
Publizist, Essen

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Bernd Hilder,
Chefredakteur, *Leipziger Volkszeitung*

Christoph Irion,
Chefredakteur, *Reutlinger General-Anzeiger*

Prof. Bernd Mathieu,
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Bascha Mika,
Publizistin, Berlin

Ulrich Reitz,
Chefredakteur, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen

Evelyn Roll,
Ltd. Redakteurin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Franz Sommerfeld,
Mitglied des Vorstands der Mediengruppe M. DuMont Schauberg
mit Zuständigkeit Redaktion, Köln

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e. V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt:

Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums

Theodor-Wolff-Preis, Berlin

Redaktion: Claudia Terheyden, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Titelgestaltung: Gudrun Haberkern, F 217, Berlin

Foto: Mali Lazell (Seite 43)

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim